

Oberschlesien

Zeitschrift zur Pflege
der Kenntnis und Vertretung
der Interessen Oberschlesiens



Biblioteka
Politechniki Wrocławskiej

Brüder Böhm, Kattowitz O.-S.

I | A666

Biblioteka
Politechniki Wrocławskiej

A
666/I.





Georg von Giasche's Erben
au
Archiv
Eingeg. d.

Zweiter Jahrgang 1903—1904.

Oberschlesien

« Zeitschrift zur Pflege »
der Kenntnis und Vertretung
der Interessen Oberschlesiens.



Herausgegeben von

Dr. phil. Zivier.



Verlag von Gebrüder Böhm, Kattowitz O.-S.

Nachdruck und Übersetzung sämtlicher Artikel verboten!



Druck von Gebrüder Böhm, Buch- und Steindruckerei, Kattowitz O.-S.

akt 455/1946
19

Inhalts-Verzeichnis des II. Jahrganges.

Aktuelles.

- Schiller, Adolf. Volksbildungsbestrebungen und Volksbildungsveranstaltungen S. 116—129 und S. 469—491.
Just, Alfred. Volksunterhaltungen und Volkstheater in Oberschlesien. S. 295—317.
Krause, Max. Die Hochflut der oberen Weichsel im Sommer 1903. S. 317—322.
Umschau. Oberschlesien im Januar 1904. S. 782—793.
— Oberschlesien im Februar 1904. S. 851—862.

Belletristik.

- PhilovomWalde. Die junge Frau. S. 46—51.
Klings, Karl. Der Einsiedler von Oberschlesien. S. 51—71.
Schäfer, Bernhard. Aus der Tiefe (Gedicht). S. 137—138.
Klings, Karl. Die Oderschenke (Gedicht). S. 138—140.
Oberdieck, Marie. Flüchtige Begegnung (Gedicht). S. 187.
— Am Marienbilde (Gedicht). S. 187—188.
Klerlein, Marie. Der alte Michel. S. 189—215 und 260—292.
Barisch, Paul. Das Welthaus. S. 355—361.
Schäfer, Bernhard. Im verwaisten Walde (zwei Sonette). S. 362—363.
Jaquès, A. Vorahnung. S. 363—366.

- Klings, Karl. Das Spitzbubendorf. S. 430—442.
PhilovomWalde. Das Schweinchen. S. 497—503.
Albers, Paul. Gewerbefreiheit. S. 503—514.
Barisch, Paul. Krajek, der Böhme. S. 577—584.
Schäfer, Bernhard. Der Schein der Hütten (Gedicht). S. 638—640.
Diereck, Erna. Die Großfl. S. 640—646.
Albers, Paul. Müller-Elisbeth. S. 646—655.
Klerlein, Marie. Die Germanin. S. 696—699.
Albers, Paul. Wiedergefunden. S. 700—713.
Ginsberg, Bertha. Erste Fahrt. S. 713—719.
Albers, Paul. Juden und Aristokraten. S. 770—781 und 839—850.
Diereck, Erna. Webermeister Rotter. S. 830—837.
Niedurny, Max. Jagdschloß Promnitz. S. 837—838.
— Das Kirchlein. S. 838—839.

Bergbau. Industrie.

- Sivier, E. Oberschlesien in der Literatur (Fechners Geschichte des schlesischen Berg- und Hüttenwesens). S. 217—220.
König, Bruno. Der Bergbau von Jauernig, Kaltenstein und Friedeberg in Österreich-Schlesien. S. 226—244.

Kania, J. Über das Werden und Wachsen von Chropaczow-Lipine. S. 540—562.

Biographie.

Bloß, Bruno. Architekt Professor Raschdorf. S. 221—225.
Knötel, Paul. Eduard Grützner. S. 659—669.
Janitzek, Meta. Karl Godulla. S. 735—743.

Geschichte.

Hein, Benno. Geschichte des Deutschtums in Schlesien. S. 1—19 und 75—89.
Broßig, Ferdinand. Kulturhistorische Skizzen aus Patschkaus Vergangenheit. S. 20—26, 177—186 und 614—629.
Zivier, E. Chroniken oberschlesischer Städte und Ortschaften. S. 90—95.
Chrzaszcz, Johannes. Geschichte der Pfarodie Groß-Rudno, insbesondere der Dörfer Groß-Rudno, Rudzinitz, Kasarzowka, Tatischau und Plawniowitz. S. 155—177.
König, Bruno. Der Bergbau von Jauernig, Kaltenstein und Friedeberg in Österreich-Schlesien. S. 226—244.
Wartsch, A. Ein Leobschützer Schwärmer aus dem sechzehnten Jahrhundert. S. 348—354.
Zivier, E. Die Jagd im Fürstentum Pleß von den ältesten Tagen bis auf unsere Zeit. S. 371—410.
Rieger, J. Zur Chronik von Lipine. S. 411—420.
Zivier, E. Kleine Mitteilungen und Notizen. A. Die erste Straßenbeleuchtung in der Stadt Pleß. B. Daten zur Geschichte von Groß-Strehlitz, Cantersdorf und Falkenberg. S. 491—496.
Chrzaszcz, Johannes. Beiträge zur Geschichte der Pfarreien im Archipresbyterat Gleiwitz. S. 517—540, 674—695 und 744—769.

Kania, J. Über das Werden und Wachsen von Chropaczow-Lipine. S. 540—562.

Zivier, E. Zur Geschichte der Besiedelung und Kultivierung Oberschlesiens. S. 587—605.

Sannig, J. Über das Schulwesen im alten Bentheuer Kreise vor 100 Jahren, nebst einigen Details, die damalige Chorzower Schule betreffend. S. 669—674.

Zivier, E. Bäuerliche Verhältnisse in Oberschlesien im 17. Jahrhundert. S. 795—805.

Hein, Benno. Abraham Hofemann. S. 825—829.

Kulturgeschichte. Kulturaufgaben.

(Siehe auch Volkskunde.)

Broßig, Ferdinand. Kulturhistorische Skizzen aus Patschkaus Vergangenheit. S. 20—26, 177—186 und 614—629.

Schiller, Adolf. Volksbildungsbestrebungen und Volksbildungsveranstaltungen. S. 116—129 und 469—491.

Just, Alfred. Volksunterhaltungen und Volkstheater in Oberschlesien. S. 295—317.

Knötel, Paul. Oberschlesien im Bilderwerk schlesischer Kunstdenkmäler. S. 322—337.

Thalwitzer, Franz. Von dem güldenen Jahn, so einem Knaben in Schlesien gewachsen. S. 337—343.

Wartsch, A. Ein Leobschützer Schwärmer aus dem sechzehnten Jahrhundert. S. 348—354.

Thalwitzer, Franz. Vom Weichselzopfe. S. 606—614.

Zivier, E. Bäuerliche Verhältnisse in Oberschlesien im 17. Jahrhundert. S. 795—805.

Vogel. Beiträge zur Geschichte des Theaters in Neisse. S. 806—825.

Kunst.

- Bloch, Bruno. Architekt Professor Raschdorf. S. 221—225.
 Just, Alfred. Volksunterhaltungen und Volkstheater in Oberschlesien. S. 295—317.
 Knötel, Paul. Oberschlesien im Bilderverk schlesischer Kunstdenkmäler. S. 322—337.
 — Eduard Grünner. S. 659—669.
 Vogel. Beiträge zur Geschichte des Theaters in Neisse. S. 806—825.

Landeskunde (beschreibende).

- Tischbierck. Die flora des ober-schlesischen Industriebezirks einst und jetzt. S. 95—113.
 König, Bruno. Ruine Reichenstein bei Jauernig, Österreich-Schlesien. S. 113—116.
 Thalwitzer, Franz. Oberschlesische Bäder und Kuranstalten. S. 445—456.

Literatur. Bibliographie.

(Ausschließlich der Bücherbesprechungen.)

- Divier, E. Chroniken ober-schlesischer Städte und Ortschaften. S. 90—95.
 — Oberschlesien in der Literatur. S. 143—152 und 217—220.
 Wahner, G. Oberschlesische Heimatliteratur. S. 343—348.
 Kammer, Wilhelm. Oberschlesisches Volkstum in der Literatur. S. 456—469 und S. 723—735.

Volkskunde. Sitten. Gebräuche. Sagen.

(Siehe auch Kulturgeschichte.)

- Krause, August Friedrich. Sitte, Brauch und Volksglaube in Oberschlesien. S. 26—45.
 König, Bruno. Ruine Reichenstein bei Jauernig, Österreich-Schlesien. S. 113—116.
 Drechsler, Der Berggeist. S. 130—136.
 Koenig, Wilhelm. Aus Ober-Glogaus Vergangenheit. Eine Sage. S. 244—245.
 Bartsch, A. Vier Märchen aus der Grottkauer Gegend. S. 246—260.
 Knötel, Hildegard. Oberschlesische Kinder beim Spiel. S. 420—429.
 Kammer, Wilhelm. Oberschlesisches Volksleben in der Literatur. S. 456—469 und 723—735.
 Klings, Karl. Volkstümliche Verse und Redensarten. S. 563—577.
 König, Bruno. Aus der Sagenwelt Jauernigs. S. 629—637.

Volkswirtschaft.

(Siehe auch Bergbau und Industrie.)

- Krause, Max. Die Hochflut der oberen Weichsel im Sommer 1903. S. 317—322.
 Divier, G. Die Jagd im Fürstentum Ples von den ältesten Tagen bis auf unsere Zeit. S. 371—410.
 — Bäuerliche Verhältnisse in Oberschlesien im 17. Jahrhundert. S. 795—805.

Autoren-Verzeichnis.

- Albers, Paul. Gewerbefreiheit. S. 503.
 Müller-Elsbeth. S. 646.
 Wiedergefunden. S. 700.
 Juden und Aristokraten. S. 770 und 859.
- Barfch, Paul. Das Welthaus. S. 355.
 Krajek, der Böhme. S. 577.
- Bartfch, A. Vier Märchen aus der
 Grottkauer Gegend. S. 246.
 Ein Leobschützer Schwärmer aus dem
 16. Jahrhundert. S. 348.
- Bloß, Bruno. Architekt Professor Rasch-
 dorf. S. 221.
- Brosig, Ferdinand. Kulturhistorische
 Skizzen aus Patschkaus Vergangenheit.
 S. 20, 177 und 614.
- Chrzaszcz, Johannes. Geschichte der
 Pfarochie Groß-Rudno. S. 153.
 Beiträge zur Geschichte der Pfarreien im
 Archipresbyterat Gleiwitz. S. 517,
 674 und 744.
- Drechsler. Der Berggeist. S. 150.
- Ginsberg, Bertha. Erste Fahrt. S. 715.
- Hein, Benno. Geschichte des Deutschtums
 in Schlesien. S. 1 und 75.
 Abraham Hofemann. S. 825.
- Jacques, A. Vorahnung. S. 565.
- Janizek, Meta. Karl Godulla. S. 735.
- Just, Alfred. Volksunterhaltungen und
 Volkstheater in Oberschlesien. S. 295.
- Kammer, Wilhelm. Oberschlesisches
 Volkstum in der Literatur. S. 456
 und 725.
- Kania, J. Über das Werden und Wachsen
 von Chropaczow-Lipine. S. 540.
- Klerlein, Marie. Der alte Michel. S.
 189 und 260.
 Die Germanin. S. 696.
- Klings, Karl. Der Einsiedler von
 Ober-Glogau. S. 51.
 Die Oderschenke. S. 138.
 Das Spighubendorf. S. 450.
 Volkstümliche Verse und Redensarten.
 S. 565.
- Knötel, Paul. Oberschlesien im Bilder-
 werk schlesischer Kunstdenkmäler. S. 322.
 Eduard Grünner. S. 659.
- Knötel, Hildegard. Oberschlesische Kinder
 beim Spiel. S. 420.
- Koenig, Wilhelm. Aus Ober-Glogaus
 Vergangenheit. S. 244.
- König, Bruno. Ruine Reichenstein bei
 Jauernig. S. 115.
 Der Bergbau von Jauernig, Kaltenstein
 und Friedeberg in Osterreich-Schlesien.
 S. 226.
 Aus der Sagenwelt Jauernigs. S. 629.
- Krause, August Friedrich. Sitte, Brauch
 und Volksglaube in Oberschlesien. S. 26.
- Krause, Max. Die Hochflut der oberen
 Weichsel im Sommer 1905. S. 317.
- Niedurny, Max. Jagdschloß Promnitz.
 S. 857.
 Das Kirchlein. S. 838.
- Oberdieck, Marie. Flüchtige Begegnung.
 S. 187.
 Am Marienbilde. S. 187.
- PhilovomWalde. Die junge Frau. S. 46.
 Das Schweinchen. S. 497.
- Rieger, J. Zur Chronik von Lipine.
 S. 411.
- Sannig, J. Über das Schulwesen im
 alten Beuthener Kreise vor 100 Jahren,
 nebst einigen Details, die damalige
 Chorzower Schule betreffend. S. 669.

- Schäfer, Bernhard. Aus der Tiefe. S. 137.
 Im verwaisten Walde. S. 362.
 Der Schein der Hütten. S. 638.
- Schiller, Adolf. Volksbildungsbestrebungen und Volksbildungsveranstaltungen. S. 116 und 469.
- Thalwitzer, Franz. Von dem goldenen Zahn, so einem Knaben in Schlesien gewachsen. S. 537.
- Oberschlesische Bäder und Kuranstalten. S. 445.
- Vom Weichselzopfe. S. 606.
- Tischbierck. Die flora des ober-schlesischen Industriebezirks einst und jetzt. S. 95.
- Viereck, Erna. Die Großl. S. 640.
 Webermeister Kotter. S. 830.
- Vogel, Beiträge zur Geschichte des Theaters in Neisse. S. 806.
- Wahner, J. G. Oberschlesische Heimatliteratur. S. 343.
- Zivier, E. Chroniken ober-schlesischer Städte und Ortschaften. S. 90.
 Oberschlesien in der Literatur. S. 145 und 217.
 Kleine Mitteilungen und Notizen. S. 491.
 Die Jagd im Fürstentum Pleß von den ältesten Tagen bis auf unsere Zeit. S. 571.
 Zur Geschichte der Besiedelung und Germanisierung Oberschlesiens. S. 587.
 Bäuerliche Verhältnisse in Oberschlesien im 17. Jahrhundert. S. 795.

2. Jahrgang. • Heft 1. • April 1903.

Oberschlesien

Zeitschrift zur Pflege der Kenntnis und
Vertretung der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von Dr. phil. E. Zivier.

Die Zeitschrift „Oberschlesien“ erscheint
monatlich einmal (zu Anfang jeden Monats).
Abonnementspreis vierteljährlich Mark 5.—,
Einzeln Hefte Mark 1,25.



Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und
Postanstalten, sowie die Verlagsbuchhandlung
von Gebrüder Böhm, Kattowitz O. S., entgegen.
Postzeitungsliste Nr. 5899.

Geschichte des Deutschtums in Schlesien.

Von

Benno Hein, Beuthen O. S.

I.

Als bei dem großen „Rücken“ im 4. und 5. Jahrhundert durch den Zug nach Westen die deutschen Stämme — die Namen sind leider historisch nicht festzustellen — ihre Heimat verließen, da traten an ihre Stelle slavische Völkerschaften. Ganz Deutschland drohte von ihnen überflutet zu werden, wenn ihnen nicht Karl der Große durch den Sieg in Thüringen ein energisches „Halt“ geboten hätte. Während aber die Slaven in dem heutigen Brandenburg, Sachsen, Böhmen immer durch Waffengewalt an ihre Abhängigkeit von den Deutschen erinnert werden mußten und auch nur durch dieselbe dem Christentume und mit ihr der Kultur bei ihnen Eingang verschafft werden konnte, vollzog sich die Bekehrung und die Germanisation in Schlesien in ungleich friedvollerer Art.

Abgesehen von den dürftigen, in ihrer Deutung unbegrenzten Spielraum erlaubenden Nachrichten des Tacitus und Ptolemaeus, erhalten wir die erste historische Kunde von Schlesien durch den Chronisten Bischof Thietmar von Merseburg, der von einem pagus Sileni spricht. Es ist dies das Land um den Zobten herum, von den Slaven Slenzane genannt.

Nördlich davon lag der Gau Boberane (Land am Bober), südöstlich das Land der Diodesi und Opolini (das Land um Oppeln), sowie das der Hrowati (das Land in dem heutigen Oberschlesien). Aus dem grauen Nebel, der die schlesische Geschichte bis fast tausend Jahre nach Christus unwallt, tritt als erster leuchtender Stern die Stadt Nimptsch hervor. Der erste christliche Polenkönig Miesko erobert im Kampfe mit dem Böhmenherzog Boleslaus II. die Burg Nimptsch (Niemci Deutsche) 990 nach Christus, welche, wie schon der Name andeutet, vermutlich deutsche Ritter im slavischen Solde erbaut hatten.

Wenn auch anzunehmen ist, daß bei der Bekehrung des Königs Miesko zum Christentum ein großer Teil des Landes dem Beispiel seines Fürsten gefolgt sein dürfte, so ist es doch sein gewaltiger Nachfolger, Boleslaw Chrobry, der, nachdem er Schlesien bis zu seinen heutigen Grenzen den Böhmen entrissen hatte, das Christentum erfolgreich einführte. Er setzte es bei der Zusammenkunft mit Otto dem Großen, nicht zum Vorteil des deutschen Erzbistums Magdeburg durch, daß für ganz Polen ein eigener Metropolitanverband geschaffen wurde. Als Sitz desselben wurde Gnesen ausersehen, welchem das wahrscheinlich einige Jahre früher errichtete Bistum Breslau untergeordnet wurde. Um aber dem berechtigten Einspruch des Erzbischofs von Magdeburg entgegenzuwirken, stellte Boleslaw Chrobry das Polenland unter den Schutz des heiligen Petrus, erklärte es gleichsam als Lehen des Papstes und verpflichtete sich zur Zahlung des Peterpfennigs in Form einer Kopfsteuer. Insofern nun als dieser Peterspfennig von den Deutschen nicht gezahlt worden ist, ist der Schutz und die Sympathie seitens der Kurie für die Polen nicht nur erklärlich, sondern gewissermaßen berechtigt. Allerdings wurde dadurch zwischen den Deutschen und den Polen ein Gegensatz geschaffen, der durch viele Jahrhunderte nicht zu Gunsten der Deutschen nachgewirkt hat. Die Wirren während der Zeit der Minderjährigkeit Otto III. benutzte Boleslaw, um den Deutschen dadurch einen empfindlichen Schlag zu versetzen, daß er seine Grenzen bis weit über die Lausitz hinaus verschob. Der mehr oder weniger erfolgreiche Feldzug, den Kaiser Heinrich II. zur Wiedereroberung der Lausitz unternommen hatte und der sich meistens auf die Verwüstung Schlesiens bis an die Oder beschränkte, endete mit dem Frieden zu Bautzen 1018, in welchem Boleslaw die eroberte Lausitz und das Milziner Land eingeräumt wurde. Dies war der erste Widerstand, der dem Bestreben der Deutschen, den slavischen Osten zu gewinnen, entgegengesetzt wurde. Alle diese Eroberungen des mächtigen Boleslaw, dessen Waffen von Kiew bis zu den Toren Magdeburgs, von der Moldau bis an die Ufer der Ostsee gefürchtet waren, gingen unter seinen Nachfolgern verloren. Nicht nur trat eine Reaktion des Heidentums ein, sondern auch das

Deutschtum erlitt durch den Haß, welchen die Polen der Gemahlin Miesko II., der Enkelin Otto II., Richenza, entgegenbrachten, eine empfindliche Einbuße. Dieser Haß steigerte sich nach dem Tode Miesko II. derart, daß Richenza und ihr Sohn Kasimir vertrieben und ihre Anhänger grausam verfolgt wurden. Selbst der Bischof von Breslau war während dieser Reaktion des Heidentums gezwungen, seinen Sitz zu verlassen und in Schmograu und Ritschen Zuflucht zu suchen, bis sich der Sturm der Verfolgung wieder gelegt hatte.

Diese Wirren benutzte der Böhmenherzog Bretislaw, um den größten Teil von Schlesien an sich zu reißen. Zwar erhielt der aus dem französischen Kloster Clugny zurückgekehrte Polenkönig Kasimir Schlesien wieder zurück, jedoch unter der Bedingung, einen jährlichen Tribut zu leisten. Diese Abhängigkeit Schlesiens von Böhmen währte bis zu dem im Jahre 1100 erfolgten Tode Bretislaws.

Es ist eine eigentümliche und noch heut zu beobachtende Tatsache, daß die Slaven sich mehr zu den romanischen als zu den germanischen Völkerschaften hingezogen fühlen. Als das im Mittelalter durch die gewaltigen Päpste wie Gregor VII. ungemein gekräftigte kirchlich-religiöse Moment in den Kreuzzügen zum Ausdruck kam, da waren es ganz besonders die Romanen und unter diesen wiederum vornehmlich die keltisch-romanischen Zweige, die heutigen Franzosen, welche sich für diese hehre Idee begeisterten, während die Deutschen sich anfangs noch spröde zurückhielten. Strahlen dieses Glanzes der Romanen drangen nun auch nach Polen und besonders nach Schlesien hinein, und so sehen wir denn die bemerkenswerte Tatsache, daß es zunächst romanische Einflüsse waren, welche auf die Kultur unserer Heimat wirkten, ehe sich später Schlesien den deutschen Kultureinflüssen erschloß. Wir haben schon gesehen, daß der Sohn Miesko II. im französischen Kloster Clugny erzogen worden ist. Eine polnische Gesandtschaft geht nach der Provence, um die Mönche des Klosters vom hl. Egidius zu bitten, ihren Gebeten die Bitte einzuschließen, der bis dahin kinderlosen Ehe des Herzogs Wladislaw den lang ersehnten Sprößling zu schenken. Die Tochter des französischen Grafen Gottfried von Löwen heiratet einen polnischen Prinzen. Auch der bekannte Peter Wlast soll eine flandrische Adelige zur Gemahlin gehabt haben. Die Folge dieser Vermählung war, daß Peter Wlast im Jahre 1109 den flandrischen Augustinern von der Abtei Arrouaise das Kloster Gorkau am Zobten schenkte und reich ausstattete. Später erhielten sie noch die Sandkirche und einen Teil der Sandinsel in Breslau, wohin sie des rauhen Klimas am Zobten wegen ganz übersiedeln und nur in Gorkau eine Probstei zurücklassen. Wir gehen nicht fehl, wenn wir mit den flandrischen Augustinern auch die wallonischen Ansiedelungen

in der damaligen Zeit in Verbindung bringen. Eine solche entstand zunächst um die heutige Mauritiuskirche. Die heutige Klosterstraße in Breslau hieß deswegen auch die Wallonenstraße (*platea gallicana vel romana*). Die Wallonen waren es auch, welche die Tuchweberei einführten, und bilden unzweifelhaft den Stamm jenes Tuchmacherviertels in Breslau, welches als Neustadt besondere Stadtrechte besaß. Andere wallonische Kolonien lassen sich nachweisen in Jankau bei Ohlau, Kreidel bei Wohlau und in der Nähe von Namslau unter dem Namen *Prevacovica Gallicorum*, wahrscheinlich das heutige Wallendorf, dessen Name ja auch auf wallonischen Ursprung hinweist. Allerdings mögen diese wallonischen Ansiedelungen keinen großen Einfluß auf die Kultur gehabt haben, auch mögen ihnen keine sonderlichen Rechte eingeräumt worden sein, da sie fast alle im 18. Jahrhundert, als Schlesien der deutschen Kultur erschlossen worden war, auf deutsches Recht gesetzt zu werden wünschten.

Ein ganz besonderes und für die Kultur ungemein wichtiges Bindeglied zwischen den Romanen und Polen bilden die Klöstergründungen der Prämonstratenser und Cistercienser. So werden die ersten von Peter Wlast nach Laurencie bei Kalisch, die Nonnen dieses Ordens nach Strzelno in Großpolen gerufen. Das von Benediktinern besetzte polnische Kloster Tyniec bei Krakau wird durch Prämonstratenser ersetzt. Ihren Einflüssen ist es wohl zuzuschreiben, daß Bischof Walter in Breslau die Liturgie und den Ritus dem von Laon anpaßt. Im Jahre 1201 besteigt sogar ein Prämonstratenserabt Cyprian den bischöflichen Thron von Breslau. —

Auch die französischen Cistercienser erfreuten sich einer großen Beliebtheit, wengleich das Hauptverdienst der schlesischen Kultur den späteren germanischen Vertretern dieses Ordens zufällt. Daß der Ruhm des hl. Bernhard v. Clerveaur auch bis hierher gedungen sein müsse, erklärt sich aus der Einladung des Bischofs Mathäus von Krakau an den hl. Bernhard, Polen zu besuchen, und ein Brief, welchen dieser an das Cistercienserkloster Jedrzejow gerichtet hatte, wurde jahrhundertlang als teuerste Relique aufbewahrt, bis er einem Klosterbrande zum Opfer fiel.

Weitere romanische Ansiedelungen entstehen dadurch, daß Graf Jasko, vom Kreuzzuge heimgekehrt, Hüter des hl. Grabes nach Oberschlesien bringt, wo sie sich ankaufen.

Alle diese romanischen Ansiedelungen waren jedoch nicht von Dauer, wenn ihnen auch ein gewisser Kultureinfluß auf das Land nicht abgesprochen werden kann, sondern gingen in den späteren deutschen Ansiedelungen vollständig auf.

Unterdessen hatten sich in Polen bezw. Schlesien unter den Herrschern Begebenheiten vollzogen, welche die deutschen Kaiser zwangen, sich mit Polen zu beschäftigen.

Boleslaw III. hatte Polen nach seinem Tode unter seine vier Söhne Wladislaw, Boleslaw, Miesko und Kasimir geteilt, mit der besonderen Bestimmung, daß der Älteste, Wladislaw, eine die Einheit des Reiches repräsentierende Stellung als *dux maximus* inne haben sollte. Diese Sonderstellung hat aber anscheinend Wladislaw benutzt, um Rechte geltend zu machen, die mit der Stellung als *primus inter pares* nicht in Einklang zu bringen waren. Unterstützt von der weltlichen und geistlichen Aristokratie — da dieselbe sich in der grausamen Behandlung Peter Wlasi's beleidigt sieht — gelingt es den Brüdern, Wladislaw zu vertreiben. Da dessen Gemahlin Agnes eine Stieffchwester des deutschen Kaisers Konrad III. war, so ist es erklärlich, daß Wladislaw Schutz und Hilfe bei seinem Schwager sucht. Konrad III. unternimmt auch wirklich einen Zug nach Schlesien. Boleslaw IV., der jetzt das Seniorat übernommen hatte, wagte ihm in einer offenen Feldschlacht nicht entgegenzutreten, sondern begnügt sich, ihn in den unwirtlichen Wäldern und Sümpfen Schlesiens hart zu bedrängen. Konrad ist daher froh, zurückkehren zu können, als Boleslaw verspricht, eine Summe Geldes zu zahlen und zur Schlichtung des Familienstreites zum kaiserlichen Hoftage zu erscheinen. Der inzwischen von Konrad III. unternommene Kreuzzug verzögerte den Abschluß dieser Angelegenheit und es war Friedrich Rotbart vorbehalten, hier die Entscheidung zu treffen. Es war wohl der ruhmreichste Feldzug, den je ein deutscher Kaiser gegen die Polen unternommen hatte. Boleslaw wurde vollständig geschlagen und erschien zu Krzyszkowo bei Posen im Lager Friedrichs mit bloßen Füßen, ein nacktes Schwert am Halse. Er bereute alles und versprach Sühne, ungeheure Summen Geldes und noch 300 Reifige für den Römerzug. Boleslaw IV., der nie daran gedacht hatte, diese Versprechungen zu halten, da er auf Verwickelungen Friedrichs mit Italien hoffte, zeigte sich jedoch geneigt, als Wladislaw 1163 starb, dessen zwei Söhne, Boleslaw den Langen und Miesko, Schlesien im Umfange des Bistums Breslau (also ohne unser heutiges rechtsseitiges Oberschlesien) zu überlassen.

Und dieses Jahr 1163 muß nun insofern als ein für die Germanisation Schlesiens epochemachendes Jahr angesehen werden, als es zwei Fürsten waren, welche Schlesien übernahmen, die seit 17 Jahren am deutschen kaiserlichen Hofe gelebt, deutsche Sitte, deutsche Kultur kennen gelernt hatten.

Sie hatten gesehen, wie ein Land durch geregelte Abgaben zu einer reichen Einnahmequelle gemacht werden kann, wenn dem Gelde als Medium des Umsatzes eine bedeutendere Rolle zuerteilt wird. Dies war aber in den Ländern, die sie jetzt übernahmen, keineswegs der Fall. Die Beschäftigung der Bewohner beschränkte sich damals lediglich auf Ackerbau

und Viehzucht. Der gewerblichen Beschäftigung und der Kunstfertigkeit, wie sie heute von den Handwerkern als Lebensaufgabe betrieben wird, wurde damals nur so nebenher nachgekommen. Während der eigentliche Bauer seinen Zins in Mehl, Vieh, Honig, Flachs und ländlicher Arbeitsleistung zahlte, entledigte sich der andere dieser Verpflichtung neben den Naturalleistungen durch Ausübung seiner gewerblichen Kunstfertigkeit bezw. Ablieferung von Produkten derselben. Der eine lieferte Gespinste und Gewebe zur Kleidung, der andere das Schuhwerk, der dritte bunte Geschirre für Speise und Trank. fand sich also einer, der die Art so geschickt zu führen verstand, daß er nicht nur Bäume fällen konnte, sondern auch aus dem Holze Tische, Stühle, Truhen und andere zierliche Sachen herstellen konnte, so erhielt er vom Gutsherrn ein Stück Land und Vieh unter der Verpflichtung, dergleichen Geräte nach Bedarf zu liefern. Es ist daher erklärlich, daß einem Gutsherrn wohl bedeutende Lebensmittel und große Mengen an Arbeitskräften aller Art zur Verfügung standen, aber wenig Geld. Eine bestimmte Zinsleistung für den Herrn des Landes war daher hier wenig angebracht und beschränkte sich meistens auf gelegentliche Erhebung von Geldleistungen und auf die Verpflichtung, eine bestimmte Anzahl von Streitkräften im Kriegsfall zu stellen.

Bei dem starr konservativen Sinne der Bevölkerung war eine plötzliche, durchgreifende Umgestaltung der Verhältnisse ganz ausgeschlossen. Sie erschien auch mit Rücksicht auf die slavische Eigentümlichkeit nicht geboten, welche einer peinlichen Ausnutzung der Menschenkräfte widerstrebt, im Gegenteil einer gewissen Verschwendung derselben bis auf den heutigen Tag hinneigt. Der slavische Bauer würde sich direkt dagegen gestraubt haben, ein Stück Land als freies Eigentum zu erhalten und diese Freiheit alle Jahre durch eine bestimmte Summe Geldes bezahlen zu müssen.

Unter diesen Umständen waren — und zwar vornehmlich Boleslaw der Lange — die beiden deutsch erzogenen schlesischen Fürsten direkt darauf angewiesen, sich nach fremder Hilfe umzusehen, um die Ertragsfähigkeit ihrer Länder gehörig zu steigern. Daß sie sich da an die fleißigen deutschen Bauern wandten, ist wohl leicht einzusehen. Doch hätte sich wohl schwerlich jemand unter den Deutschen gefunden, welcher Haus und Hof und Heimat verlassen hätte, um hier unter den den Deutschen feindlich gesinnten Slaven eine deutsche Niederlassung auch unter noch so günstigen Bedingungen zu gründen. Boleslaw wandte sich daher an die deutschen Cistercienser, bei welchen die Pflege des Ackerbaues mit zur Ordensregel gehörte. Diese deutschen Mönche waren die eigentlichen Pioniere der Germanisation. Es ist leicht erklärlich, daß mit den Mönchen eine Menge deutscher Ansiedler mitgingen. Denn einesteils war das Kloster mit ihren Landsleuten als

Mönche ein erwünschter Rückhalt und eine gesicherte Zufluchtsstätte in der Stunde der Gefahr, andernteils lag etwas Tröstliches darin, eine gottgeweihte Stätte mit denselben Einrichtungen wie in der Heimat in der Nähe zu haben. Auch gab ihnen die Vermittelung des Klosters die Gewähr, nicht in Hinterhalt gelockt und übervorteilt zu werden. Diese deutsche Ansiedelungen entstanden ganz isoliert von den slavischen Dörfern. Platz war genug da. — Um einen Unternehmer sammelte sich eine Anzahl Männer, um ein neues Dorf anzulegen oder ein altes nach ihrer Weise umzugestalten. Der Unternehmer hatte mit dem Grundherrschaften unter Bewilligung des Landesfürsten einen Vertrag über die Anlage geschlossen. Die Dorfflur ward ihm überwiesen und er steckte die Grenzen gegen die Nachbardörfer ab. Darauf ward das Ackerland zu Hufen vermessen und die Gemeindeweide und der Gemeindewald ausgeschieden. Von den Hufen erhielt jeder Bauer eine, der Pfarrer als Widemut ein bis drei (gewöhnlich zwei) und der Unternehmer zwei bis achtzehn Hufe. Alles war zu freiem, erblichem Eigentum übergeben. Nach einer bestimmten Reihe von Jahren mußte ein festgesetzter Geldzins dem Grundherrschaften und der Zehnten den Geistlichen gegeben werden. Gewöhnlich wurde für eine Hufe (sortes, mansi) jährlich eine Viertelmark, ungefähr 8 Mark nach unserm Gelde gezahlt. An Diensten hatten die Deutschen nur die Heeresfolge (expeditio) und die Fuhren beim Bau landesfürstlicher Burgen zu leisten. Von allen polnischen Frohnen und Zinsen waren sie ebenso frei wie von dem Gericht der Kastellane. Die obere Gerichtsbarkeit über die deutschen Orte hatte der Herzog, der sie persönlich oder durch seine Hofrichter übte. Die niedere Gerichtsbarkeit war dem Unternehmer (locator) vom Herzog übertragen, der davon den Schultheißentitel führte: schlesisch scholtisse, scholtis, scholz, scholze, lateinisiert scoltetus. Er leitete das Dorfgericht, das mit Schöffen aus der Gemeinde besetzt war, und vollstreckte das Urteil. Von den Gerichtsgewinnen erhielt der Herzog $\frac{2}{3}$, der Scholze $\frac{1}{3}$, den sogenannten dritten Pfennig.

Zu dem Schulzengut (Scholtissei), das von Zinsen und Zehnten frei war, gehörten gewöhnlich noch eine Schenke (Kretscham, kreczim, poln. karczma), eine oder zwei Mühlen, die Schlacht- und Backgerechtigkeit, auch zuweilen eine Schmiede und andere Vorteile. Dafür hatte der Scholze den Grundzins der Bauern einzusammeln, im Kriege mit einem Rosse zu dienen und beim Dreiding (dem dreimal im Jahre stattfindenden höheren Gericht) den Gerichtsherrn zu bewirten. Die außerordentlichen Steuern des Herzogs mußte der Scholz gleich den Bauern bezahlen.

Die deutschen Dörfer bildeten nach allem diesem freie Gemeinden mit eigener Verwaltung und Teilnahme an der Rechtspflege, mit festen, mäßigen

Leistungen, deren keine die Freiheit minderte. Der Bauer war freizügig und konnte seinen Besitz nach seinem Willen verkaufen und nach seinem Recht vererben. — In den polnischen Dörfern saßen dagegen unfreie Leute, mit zahlreichen und schweren Lasten, träge auf einem Boden arbeitend, der wie es scheint, nicht fest verteilt war, und von dem sie nach Belieben vom Grundherrn verjagt werden konnten.

Grünhagen sagt in seiner „Geschichte Schlesiens“ über die Veränderungen, welche die deutsche Kolonisation hervorgerufen:

„Es war eine großartige Anwältzung, welche sich damals in Schlesien vollzog. Der dichte Wald, der noch das Land bedeckte, lichtet sich an vielen Stellen unter der Art der Kolonisten, welche dann an solchen Orten die größere Mühe und reichlichere Bemessung der einzelnen Landesteile lohnte (fränkische oder Wald-Hufen im Gegensatz zu den kleineren vlämischen Hufen), Sümpfe wurden entwässert, neue Wege durchschnitten das Land; wo bisher nur Weidenflächen gelegen hatten, entstanden jetzt Dörfer mit Kirchen in ihrer Mitte; anderwärts erhoben sich neben den slavischen Hütten, die am Bache entlang gestanden hatten, die großen Rundungen der deutschen Städte. Der Boden mit besseren Werkzeugen und größerem Fleiße bestellt, lieferte ungleich reichere Ernten, ein Geschlecht freier, deutscher Bauern entstand unter den leibeigenen slavischen Einwohnern. Wir dürfen annehmen, daß gegen das Ende der Regierung Heinrichs I. namentlich auf dem linken Oderufer zwischen dem Flusse und dem Gebirge eine sehr ansehnliche Zahl von Niederlassungen sich vom Bober an bis zur Neiße hingezogen hat und die deutsche Sprache hier zur herrschenden vielfach geworden ist.“

Als erste größere Niederlassung ist die Gründung des Cistercienserklosters zu Leubus im Jahre 1175 anzusehen. Welchen Kometenschweif von deutschen Ansiedlern diese Gründung nach sich gezogen haben mag, geht daraus hervor, daß, als im Jahre 1198 Bischof Jaroslaus die den deutschen Kolonisten von seinem Vorgänger zugesicherte Verpflichtung des Zehnten an das Kloster aufhob, er dem Kloster als Äquivalent für den Verlust dieser Einnahmen ein Areal von 1000 Hufen = 3 Quadratmeilen an der Hozenplotz schenkt. Aus Urkunden lassen sich vom Ende des 12. Jahrhunderts bis gegen Mitte des 13. Jahrhunderts deutsche Leute in folgenden Orten und Gegenden aufzählen (nach Weinhold):

Unter Bischof Sirosław (1170—1198) im Trebnitz'schen.

1202, 1205 zwischen Jauer, Schönau, Bolkenhain.

1206 bei Goldberg, bei Hundsfeld zwischen Weide und Dobra.

1207 um Striegau in den Johanniterdörfern, im Schwiebuser Weichbild, um Frankenstein.

1210 in Kittlau bei Nimptsch.

Vor 1211 hatte Goldberg deutsches Recht und jedenfalls deutsche Bürger.

1213 Schönfeld, Konradswalde und Ingramsdorf, westlich vom Zobtenberge.

Vor 1214 hatte Sroda-Neumarkt deutsche Einrichtung,

1214 Breslau, beide als Dörfer. Deutsche Kaufleute sind in Breslau weit früher ansässig gewesen.

1217 war Löwenberg eine deutsche Stadt.

1222 Ujest mit Deutschen besetzt.

1224 Deutsche im Neumarktschen sicher bezeugt.

Sie nennen den Wald gay in ihrer Sprache „hegewalt“. Deutsches Recht hatten die Dörfer Viehan und Kostenblut schon 1214 erhalten.

Vor 1225 Deutsche in Bela bei Zülz.

1225 Deutsche in Kostenthal bei Kosel.

1228 Deutsche in der Einöde zwischen Volkenthain und Lahn; in Klein-Oels bei Ohlau, in Carfisk bei Rosenberg.

Vor 1230 Deutsche in Ober-Peilau bei Reichenbach. Ihre Einrichtungen dienen zum Muster für die deutschen Ansiedler zwischen Banau im Frankensteinschen und dem Grenzhag (preseka).

1234 Deutsche in Thomaskirch bei Ohlau.

1247 Deutsche in Gr.-Strehlitz, westlich von Zobten.

In ähnlicher Weise, wie die oben geschilderte Gründung der Dörfer, vollzog sich die der Städte. Dieselben wurden gewöhnlich unabhängig von der slavischen Stadt in unmittelbarer Nähe derselben errichtet. Der herzogliche Kommissar oder locator steckte zunächst ein großes Stück Land in Form eines Vierecks je nach der Zahl der Kolonisten ab. Jeder Kolonist bekam einen Bauteil an diesem Platze und hinter diesem dann die Hufe Land. Mitten auf diesem Platze stand das Rathhaus mit daran angebauten Verkaufsstellen. Wir erkennen in diesem Platze leicht den Ring in unsern schlesischen Städten, dessen bedeutende Größe in oft kleinen Städten uns noch heute erstaunen macht. Die Häuser, welche hinter den Ringhäusern nach der nächsten Parallelstraße zuzugingen, dienten schon landwirtschaftlichen Zwecken. Dahinter kam der Wall und der Graben. In der einen Ecke des Ringes oder in der unmittelbaren Nähe der Ringecke lag der Kirchhof mit der Kirche darauf. Außerdem gehörte den Bürgern noch außerhalb der Stadtmauer ein gemeinsamer Weideplatz, die städtische Aue. Die Einrichtung der Stadt übertrug der Herzog wie bei den Dörfern dem locator, hier Vogt oder Richter genannt. Da dieses Amt sich mit allen daranhängenden Genüssen in seiner familie auf männliche und weibliche Glieder vererben durfte, wurde er Erbvogt oder Erbrichter, advocatus oder iudex haereditarius genannt.

Er erhielt ein zins- und lastenfreies Haus oder die Nutzung der herzoglichen Burg nebst einen Anteil an den Ackerhufen, an den Brot-, Fleisch- und Schuhbänken oder auch den ganzen oder teilweisen Grundzins der Bänke, Einkünfte von der Gewandkammer und örtlich verschieden auch noch andere Genüsse. Gleich dem Scholzen des Dorfes zog der städtische Erbrichter den dritten Pfening der Gefälle der niederen Gerichtsbarkeit. Die hohe oder Strafgerichtsbarkeit hatte der Erbvogt nur in Breslau und in den Städten auf Bischofsboden, sonst hegte sie der Herzog persönlich oder durch den Hofrichter. Die Berufung ging überall von dem Unterrichter an das Hochgericht. Die Beisitzer des Erbrichters waren die aus der Bürgerschaft gewählten Schöffen.

Die Lasten der Bürger waren den damaligen Verhältnissen entsprechend ziemlich hoch. Sie bestanden nach einer bestimmten Zahl von Freijahren in dem Geschoß (exactio) und dem Münzgeld (abegang) an den Fürsten. Letzteres als Entschädigung dafür, daß der Fürst von seinem Rechte, die Münzen jedes Jahr umzuprägen, keinen Gebrauch machte. Dazu kam dann noch die Steuer für gewerbliche Verkaufsstellen, z. B. Brot- und Fleischbänke. Der kommunale Zins lief außerdem noch nebenher. Für diese höheren Leistungen erhielten die Bürger neben dem Ackerland oft Wald und Weide, Fischerei und Jagdrecht, zuweilen auch das Meilenrecht für städtische Gewerbe. Der Bürger der zu deutschem Recht gesetzten Stadt war persönlich frei. Ja, die Gemeinschaft mit ihnen machte sogar frei. Der Pole, der in einer deutschen Stadt oder in einem zu deutschem Recht gesetzten Dorfe wohnte, genoß die darin geltenden Rechte und Freiheiten. Als Norm für das deutsche Recht galt die Magdeburgische Städteverfassung. Die erste Stadt in Schlesien, welche dieses Recht erlangt hat, war Neumarkt, welches dasselbe von den Halleschen Schöffen im Jahre 1235 bekam. Erst nachher, anno 1261, erhielt Breslau Magdeburger Recht. Es folgten Goldberg, Naumburg, Queis, Neisse, Steinau a. O., Guhrau, Ohlau. In Oberschlesien, Oppeln, Ratibor, Steinau, Leschnitz. Die übrigen oberschlesischen Städte folgten erst später, da das Herzogtum Oppeln-Ratibor und speziell Beuthen mit der Herrschaft Siewierz noch selbständig waren und erst gegen das Ende der Regierung Heinrich I. unter die vormundschaftliche Oberhoheit dieses Fürsten kamen. So wurde z. B. Beuthen O.-S. erst 1254 unter Wladislaus I. zu deutschem Recht gesetzt.

In den zu deutschem Recht gesetzten Städten änderte sich die Verwaltung jedoch wesentlich. Dieselbe wurde nun von den selbst gewählten Vorständen, den Rätsmännern und den an der Spitze stehenden Haupt-, Rat- oder Bürgermeistern wahrgenommen. Diese Körperschaft hatte über Handel und Wandel, über innere und äußere Sicherheit, über das Vermögensrecht, über die Innungen und über Fucht und Sitte zu wachen und den Nutzen der

Stadt überhaupt wahrzunehmen. Dabei konnte es nicht an Zusammenstößen mit dem Erbvogt fehlen, in dessen Machtgebiet dies alles eingriff. So begannen die Städte nach Beseitigung des Erbvogts zu streben, um die ungehinderte Selbstverwaltung zu gewinnen. Den meisten bedeutenden Städten gelang es im 14. Jahrhundert, am frühesten Breslau, Brieg, Glogau, Glatz und Striegau. Sie kauften erst teilweise, dann ganz die Erbvogtei und lösten also die Rechte der im Erbesitz befindlichen Familien ab. —

Ein ungeahnter Wohlstand unter der Bürgerschaft entwickelte sich. Die reichen Bürger erwiesen sich den unwohnenden polnischen Adeligen gefällig, erreichten dadurch mancherlei bedeutsame persönliche Privilegien, kauften ihnen den Grundbesitz ab, und wir sehen daher in den Reihen der Bürger eine Art Aristokratie sich ausbilden. Diese vornehme Kaste, die in den deutschen Ländern Patrizier hießen, tritt uns hier in den schlesischen Städten als „seniores“ entgegen. Vornehme Geburt, großer Grundbesitz, hervorragende Beteiligung an den öffentlichen Ämtern, persönliche Tüchtigkeit waren Momente, welche zur Aufnahme in die Reihen der seniores berechtigten. Sie verstanden es auch, die ganze städtische Verwaltung, sogar die Rechtsprechung an sich zu reißen, indem sie, wie bereits erwähnt, die Erbvogtei vom Fürsten gegen ansehnliche Summen loskauften und den Handwerkern den Weg in den Rat der Stadt direkt gesetzlich versperren. Wir sehen zwar die Handwerker wiederholt Anstrengungen machen, in die Regierung der Stadt aufgenommen zu werden, jedoch mit wenig oder gar keinem Erfolge. Nur ein einzigesmal ist es den Handwerkern in Breslau in den Jahren 1314—1320 gelungen, durchzusetzen, daß sich der Rat aus 8 seniores und 4 Handwerkern zusammensetzt. Eine andere Bestimmung, daß die Ratsherren jedes Jahr ihre Nachfolger selbst wählten, hatte die Folge, daß sich sogar eine Art von Ratszunft herausbildete, nicht immer zum Wohle der Stadt. Das Bestreben des Handwerks, an der Verwaltung teilzunehmen, war auch insofern für dasselbe von vitalem Interesse, als die Ratsherren zugleich eine Art Gewerbegericht bildeten und die Handwerker oft mit Unrecht empfindlich schädigen konnten. Denn sie beschloßen über die Ansiedelung neuer Handwerker, über die Preise ihrer Produkte, über Geldstrafen bei Unzufriedenheit oder gar Auflehnung. Grünhagen erzählt uns darüber einen interessanten Fall aus Schweidnitz im Jahre 1311:

„Damals hatten die dortigen Bäcker, unzufrieden über die Brotpreise, die der Rat festgesetzt, eine allgemeine Auswanderung sämtlicher Bäcker beschloßen. Da schritt aber der Rat sehr energisch ein, hielt die Bäcker zurück und verhängte über sie schwere Geldstrafen, verbannte den Rädelsführer Nikolaus, den Böhmen, nachdem man ihn mit großem Gefolge, und zwar zu seinem Hohne am hellen Tage mit angezündeten Fackeln zur Stadt

hinausgeleitet hatte, auf ewig aus dem Gebiete des Herzogs Bernhard, seiner Brüder und ebenso aus dem der drei Herzöge der Breslauer Linie und führte schließlich wöchentlich einen einmaligen freien Brotmarkt ein.“

Die Höhe der deutschen Einwanderung bis zum 14. Jahrhundert ist mit Sicherheit kaum anzunehmen. August Meitzen schätzt sie auf 150—180 000 Seelen. Doch ist diese Ziffer entschieden zu hoch, da Meitzen jedes auf deutsches Recht gesetzte Dorf in den Kreis seiner Berechnungen zieht, was nicht ganz richtig ist, da es auch viele polnische Dörfer gab, die auf deutsches Recht gesetzt worden sind.

Einen schlagenden Beweis, daß das deutsche Leben in Schlesien tiefe Wurzel geschlagen hatte, gibt die Teilnahme an der deutschen Poesie. Schon Herzog Heinrich IV. von Breslau gilt als zarter Lyriker, ebenso wie sein Zeitgenosse Dietrich v. Glatz. Hervorragendes leistete der Johanniterpriester Johann, geboren von Polân dem lande ûz einer stat, diu Frankenstein den namen hat. Er vollendet sein Passionsgedicht im Ordenshause in Wien.

Es lassen sich im Laufe des 13., 14. und 15. Jahrhunderts eine Menge geistliche, geschichtliche und medizinische Schriften in deutscher Sprache, in Schlesien verfaßt, nachweisen. Ja, wieweit die humanistische Bildung bereits vorgeschritten sein mußte, beweist das Lob, das Philipp Melanchthon den Schlesiern spendet, indem er an den Herzog von Liegnitz schreibt: „Non alia gens in Germania plures habet eruditos viros in tota philosophia — nec in ulla parte Germaniae plures ex populo discunt et intelligunt doctrinas, multi etiam ad poesin et eloquentiam odonei sunt“.

Fast in allen Städten regt sich in der Bürgerschaft der Wunsch nach Bildung und die Gründung von deutschen Pfarrschulen kann allenthalben nachgewiesen werden.

Auch die Sprache der Protokolle und Urkunden beginnt neben dem Lateinischen auch deutsch zu werden. Vom Jahre 1280 an lassen sich herzogliche und städtische Urkunden in deutscher Sprache nachweisen. In Brieg beschloß der Rat mit den Ältesten und Geschworenen 1396, die Eintragungen in die Schöffebücher fortan deutsch machen zu lassen, weil im Latein Irrtümer unterlaufen konnten.

Auch das Zurückweichen der polnischen Landgerichtsbarkeit des „judicium poloniale per totam terram“, polnisch zuda, verdeutschte Jaude, gibt uns ein Bild von dem damaligen Fortschritt des Deutschtums. Es war das polnische Adelsgericht, welches die privatrechtlichen und peinlichen Sachen verhandelte. Die Deutschen waren nicht verpflichtet, vor der Jaude zu erscheinen; nur bei Prozessen wider polnische Adelige waren sie gezwungen, die Streitigkeiten vor der Jaude zum Austrag bringen zu lassen.

Aber immer mehr werden die Rechte der Zaude beschnitten und diese dem Hofgerichte überwiesen. Die Breslauer Zaude hob König Johann 1557 ganz auf. Ende des 16. Jahrhunderts hört die Zaude auf der linken Oderseite ganz auf und erhält sich nur noch mit kümmerlichen Rechten in einzelnen Bezirken auf der rechten Oderseite, bis auch ihr hier mit der Besitzergreifung Schlesiens durch Preußen ein Ende gemacht wird.

Räumlich war das Deutschtum bis Mitte des 14. Jahrhunderts bis zu den heutigen Grenzen Schlesiens vorgedrungen; ja selbst Krakau gilt als spezifisch deutsche Stadt, da alle Aufzeichnungen des Stadtbuches bis zum Jahre 1512 in deutscher Sprache abgefaßt sind. Durch den Tod des letzten Przemysliden Wenzel III. von Böhmen kam Krakau unter die Herrschaft des Polenkönigs Wladislaus Lokietek, und durch diesen entschiedenen Feind des Deutschtums ging Krakau für immer für dasselbe verloren.

Entschiedene Fortschritte machte die Germanisation unter der segensreichen Regierung der Luxemburger: König Johann und König Karl IV. Haben auch die polnische Geistlichkeit und polnische Aristokratie wiederholt versucht, durch Besetzung des bischöflichen Stuhles von Breslau mit einem Nationalpolen dem Deutschtum einen empfindlichen Schlag zu versetzen, so blieben ihre Bemühungen Dank der deutschen Gesinnung der beiden Fürsten jedoch erfolglos. Zu ganz besonderm Dank sind die Schlesier und hier wieder die Breslauer Karl IV. verpflichtet. Breslau hatte sich nicht allein der Begünstigung seitens Karl IV. zu erfreuen, nein, das Verhältnis war ein geradezu freundschaftliches. Dies beweisen die Briefe Karl IV. an die Rats Herrn zu Breslau, in welchen er ihnen persönliche Mitteilungen macht und am Schlusse ermahnt: „Tut uns dicke (oft) Botschaft, also wollen wir hinwieder tun“.

Leider gingen alle diese germanischen Fortschritte zum größten Teil unter seinen Nachfolgern Wenzel und Sigismund verloren. Ein neues deutsch-feindliches Element drängt sich ins Deutschtum hinein — es ist das Tschechentum.

Durch die Schwäche Wenzels, welcher der czechischen Studentenpartei in Prag drei Stimmen gegenüber den übrigen drei deutschen Parteien verlor, wurde eine allgemeine Auswanderung der deutschen, speziell der schlesischen Studenten aus Prag herbeigeführt. Dieselben zogen nach Leipzig, woselbst sie ein noch heute bestehendes Kollegium gründeten.

Hatte die Hussitenbewegung anfangs einen rein religiösen Charakter, so erhielt dieselbe doch durch dergleichen Vorgänge einen nationalen. Es waren also nicht allein religiöse, sondern auch nationale Momente, welche die Schlesier bestimmten, gegen die Hussiten vorzugehen. Was Schlesien in den Raubzügen der Hussiten in den Jahren 1425—1450 erlitten, das zu

schildern liegt nicht in der Aufgabe dieser Arbeit. Wir wenden uns gleich zu den Folgen, welche der Hussitenkrieg auf das Deutschtum gehabt hat.

Die gemäßigte Adelspartei in Böhmen, welche sich mit Sigismund einigte, legte weniger Gewicht auf die religiösen, als auf die nationalen Fragen. Daher kam es, daß die Hussiten alle ihre religiös abweichenden Artikel bis auf den Laienkelch aufgaben, während sie aber in dem von Sigismund am 30. Juli 1436 erschienenen Majestätsbrief durchsetzten, daß Böhmen ein spezifisch czechischer Staat sei. Kein Deutscher dürfe in demselben ein Amt bekleiden, keine Kirche den Deutschen gehören.

Durch dieses Zugeständnis Sigismunds erhielt das Deutschtum Schlesiens indirekt einen äußerst harten Schlag. Denn wenn auch für Schlesien als Nebenland Böhmens diese Bestimmung nicht gelten sollte, so verlor doch Schlesien dem mächtigen Polenreiche gegenüber seinen bisherigen Rückhalt und befand sich jetzt als Keil zwischen zwei slavischen Staaten, denen beiden Schlesien als Beute für ihre Nationalität höchst willkommen gewesen wäre. — Aber Not lehrt nicht allein beten, sondern auch einig sein. Und so sehen wir denn die erfreuliche Erscheinung, daß infolge dieser beiderseitigen Gefahr sich die schlesischen Fürsten eng zusammenschlossen und in Bischof Konrad von Breslau einen Landeshauptmann wählten. Dieser war sich der drohenden Gefahr wohl bewußt und er trug daher kein Bedenken, sich nicht nur vom polnischen Erzbischof Gnesen vollständig loszusagen, sondern traf auch die Bestimmung, daß Geistliche, die nicht Schlesier von Geburt, in der Diözese Breslau keine Pfründen erhalten können. Wenn auch infolgedessen die polnischen Chronisten Konrad der Nachwelt in den schwärzesten Farben überliefern, so steht er uns Deutschen als echter furchtloser Deutscher nahe.

Wie berechtigt die Befürchtungen der Schlesier gegen die drohende Gefahr des Czechentums waren, zeigten schon die traurigen Ereignisse zur Zeit König Georg Podiebrads von Böhmen (1458—1469). Nicht allein, daß der Oberlehnsherr Czeche ist, wird selbst der bischöfliche Stuhl und die Landeshauptmannschaft mit den beiden czechischen Brüdern Jost und Johann Rosenberg besetzt. Und als es wirklich dem heldenmütigen Breslau, das, verlassen von fast allen schlesischen Fürsten, mit bewunderungswerter Tapferkeit gegen die Anerkennung Podiebrads kämpfte, gelang, sich der Oberlehnsherrschaft Podiebrads zu entledigen, da kam es sozusagen aus dem Regen unter die Traufe. Denn nun kam Schlesien unter die Botmäßigkeit Mathias von Ungarn, eines Magyaren, der zum Landeshauptmann einen Stephan Japolya einsetzte, welcher des Deutschen ganz unkundig war.

Die Geschichte wird hier nicht umhin können, jenem schwachen deutschen Kaiser Friedrich III. (IV.) einen schweren Vorwurf zu machen, zwei wichtige Bollwerke des Deutschtums, Schlesien und das preußische Ordensland den Slaven, jenes den Tschechen, dieses den Polen überlassen zu haben.

Die fortwährenden Kämpfe der beiden slavischen Fürsten von Polen und Ungarn, deren Zankapfel und Schauplatz Schlesien bis tief ins 16. Jahrhundert war, hatte dasselbe fast zu einer Wüste gemacht.

Die uneinigten deutschen Fürsten Schlesiens wurden verjagt und je nach der jeweiligen Oberherrschaft entweder durch Polen oder Böhmen besetzt. Der wieder groß gewordene polnische Adel zog die wüst gemachten Hüfe ein und vergab sie zu solch harten Bedingungen, daß es keinem Deutschen einfiel, dieselben zu übernehmen. Nur slavische Bauern, die die Knechtschaft leichter trugen und mit einer weniger menschenwürdigen Existenz vorlieb nehmen, finden sich bereit, das verwüstete Land wieder zu beleben.

Obgleich also eine direkte Maßregel gegen das Deutschtum in Schlesien im 14. und 15. Jahrhundert sich nicht nachweisen läßt, so geht daselbe zunächst in Oberschlesien zu Gunsten des Polentums und in Mittelschlesien zum Vorteil des Tschechentums seinem Verfall entgegen. Die polnische und die tschechische Sprache werden ausschließlich Sprache der Landbewohner. Ja, selbst in den Städten finden sich diese Idiome als Amtssprache. Alle Urkunden aus jener Zeit treten uns in diesen Sprachen entgegen. Erst im 17. Jahrhundert weicht wieder das Böhmisches im Amtsgebrauche dem Deutschen. Ja, die Troppauer Landbücher sind bis 1744 tschechisch geführt.

Von der Zähigkeit, mit welcher die Oppelner Herzöge am Polnischen haften blieben, gibt das tragische Ende des Herzogs Nikolaus II. ein Beispiel. Wegen einer im Irrsinn begangenen Tat ließen die in Neiße versammelten Fürsten den Herzog am 27. Juli 1497 enthaupten. Da er nur Polnisch konnte, vermochte er das deutsch abgefaßte Todesurteil nicht einmal zu verstehen.

Aus dem Jahre 1512 stammt die erste Geographie Schlesiens von dem aus Brieg gebürtigen Bartholomäus Stein (Stenus), einem Johanniterpriefer. Dieser zieht die Sprachgrenze der Neiße lang und von ihrer Mündung der Oder lang. Diese Grenze kann aber nicht streng als solche angesehen werden, denn noch später finden wir in den Kreisen Strehlen, Münsterberg, Brieg, Breslau, Neumarkt viele Polen, während umgekehrt das Gebiet rechts von der Neiße schon lange deutsch war.

Aber auch ein wirtschaftlicher Rückgang macht sich infolge des Zurückweichens des Deutschtums allenthalben bemerkbar. Die Freiheit der Bauern verschwindet, der Wohlstand der Bürger sinkt, Handel und Industrie gehen

auffallend zurück. Die oberschlesischen Städte besonders, welche zur Zeit der Blüte des Deutschtums einen bemerkenswerten Anteil an dem Handel hatten, treten vom Schauplatz desselben zurück, kaum daß Gleiwitz sich noch die Bedeutung als Stapelplatz für Holz und Hopfen zu erhalten vermag.

In diese Zeit fällt das wichtigste Ereignis des Mittelalters, die Reformation. Sie war nicht geeignet, die sprachlichen Gegensätze zu überbrücken. Zu den sprachlichen Momenten gesellten sich noch die religiösen hinzu und sind es in gewisser Beziehung bis heute geblieben.

Auch die Religionskämpfe erschütterten zum größten Teil nur die deutsche Bevölkerung, während die polnische weder so allgemein die Reformation unterstützt hatte, noch so ernstlich der Gegenreformation widerstrebte. Aus diesen neu erstandenen religiösen Gegensätzen erwuchs eine nicht zu unterschätzende Gefährdung des Deutschtums, zunächst auf dem Gebiete der geistlichen Stiftungen. Je mehr der Zudrang der Deutschen zu ihnen nachließ, desto mehr gewann das polnische Element in ihnen Boden. Mehrere schlesische Klöster wurden im 16. und 17. Jahrhundert polonisiert. Beim Kloster Trebnitz sehen wir — dank Konrad Wuttkes Untersuchung — diesen Vorgang in ganzer Klarheit. Er erzählt uns darüber ungefähr folgendes:

Infolge der Reformation hörte der Zudrang der Novizen zu dem Kloster Trebnitz von seiten des deutschen Adels zum größten Teile auf, und auch die vielfachen Klagen über das wenig erbauliche Leben der Nonnen halfen das deutsche Element an dem streng katholischen Wiener Hofe diskreditieren. Als nun gar viele Nonnen aus dem Kloster entliefen, um zu heiraten, und die Äbtissin Maria von Euck zum lutherischen Bekenntnisse offen übertrat, da war die Zeit für die Polen gekommen, sich in das Kloster einzudrängen. Ihr Einfluß und ihre numerische Übermacht wurde bald so groß, auch wußten sie die Sympathieen des Abtes Arnold von Leubus und des Herzogs Karl von Ols so zu gewinnen, daß es uns nicht wundern muß, wenn sie nach dem Tode der altersschwachen Äbtissin Margarethe II. am 29. Juni 1589 die Äbtissinnenwürde für sich beanspruchten. Die Wahl fiel auch wirklich auf Anna von Jemilowsky, eine Polin. Da rüstete sich die deutsche Partei unter Führung der Klostersängerin Sabina v. Naß zur Opposition gegen die Wahl. Sie wandte sich an den deutschen Kaiser Rudolf. Hier fanden sie williges Gehör, zumal der klägliche Ausgang der Bewerbung des Erzherzogs Maximilian um den polnischen Thron gerade nicht geeignet war, den Polen in irgend einer Weise entgegenzukommen. Der Kaiser verordnete eine oberamtliche Kommission mit dem Befehl, „eine deutsche Äbtissin zu erwählen, im Fall wider Verhoffen keine tauglich, solle sie aus einem andern Stifte ihres

Ordens elegieret werden. Auch solle in allen Wegen dahin gesehen und Fleiß angefehret werden, damit hinführo Jungfrauen Teutscher Nation in dies Stift aufgenommen, andere Nationen aber, als viel möglich übergangen, oder doch aufs wenigste zu dergleichen Prälatur nicht befördern werden“.

Gegen dieses auch in seinen weiteren Ausführungen ungnädig gehaltene kaiserliche Dekret trat der Herzog Karl v. Öls, gestützt auf sein jus patronatus entgegen. Ja, er fordert sogar durch ein Rundschreiben vom 29. Juni 1590 die schlesischen Fürsten zur Unterstützung gegen die Eingriffe des Kaisers auf. Er verfißt die Giltigkeit der Wahl und beschwert sich über die Anordnung des Kaisers, daß die jetzt regierende Äbtissin abgesetzt und eine andere erwählt werden solle. Sie sei zwar „eine Polke“, aber schon als Kind in das Stift gekommen und allda etliche fünfzig Jahre nach einander verharret; sie sei auch ebenso gut der deutschen als der polnischen Sprache kundig.

Auch die Polinnen reichten eine Verteidigungsschrift ein. Als aber Herzog Karl den Ernst des kaiserlichen Befehls merkte, lenkte er ein und nur der Vermittelung des Bischofs Andreas von Breslau ist es zuzuschreiben, daß der Kaiser mit Rücksicht auf das Aussehen, welches notwendigerweise die Absetzung der Äbtissin hervorgerufen hätte, Anna v. Jemilowsky stillschweigend in ihrer Würde beließ. Sie hatte sich jedoch derselben nicht lange erfreuen können. Die Feindseligkeiten beider Nationen währten im verstärkten Maße fort; keine Ruhe, kein Friede wollte einziehen, und man wird nicht unrecht tun, diese beständigen Feindseligkeiten und die damit verbundene Aufregung mit dem frühzeitigen Tode der Äbtissin in Verbindung zu bringen.

Hart, schroff und unveröhnlich standen sich nun die Parteien gegenüber. Als Bewerberinnen von den Deutschen traten Sabina v. Naß und Helene Kettner auf; von den Polen wurde vom Herzog von Öls Barbara Wtorkowsky in Vorschlag gebracht. Der Abt von Leubus, der diesmal auch zu den Polen hinüberschwenkte, schenkte seine Gunst zunächst Eva v. Proskowsky und später Beata v. Schlachzinsky.

An eine reguläre Wahl war unter diesen Umständen gar nicht zu denken. Ein derartiger Versuch zerfiel auch sofort. Jede Partei suchte nun ihre Kandidatin bei dem deutschen Kaiser, in dessen Händen trotz alles Protestes Herzogs Karl die Entscheidung lag, in Gunst zu setzen. Die Deutschen hatten mächtige Fürsprache am Hofe; aber auch die polnische Partei verstand es, die hohen polnischen Würdenträger, ja selbst den König von Polen für ihre Sache zu gewinnen. Doch durch den Befehl des Kaisers,

keine polnische Äbtissin solle je zu Trebnitz residieren, gewannen die Deutschen einen mächtigen Vorsprung. Dazu kam noch, daß der Kaiser dem Abt zu Leubus sagen ließ, er werde ihn seiner Würde entkleiden, wenn er sich nicht eidlich für die deutsche Partei erkläre. Das tat er denn auch. Ebenso gelang es den deutschen Jungfrauen, den Herzog Karl auf ihre Seite zu ziehen, indem sie ihn als ihren Schutzherrn anzuerkennen versprachen.

Mittlerweile lag die Würde der Äbtissin in den Händen dreier Polinnen, Barbara von Wtorfowsky, Beata von Schlachzinsky und Eva von Proskowsky. Aber die Wirtschaft, die Unordnung und die Zerrüttung wurden durch diese mehrköpfige Leitung umso schlimmer, so daß der Kaiser befahl, eine Kommission zur Abstellung dieser Mißstände dahin abzuschicken mit der Weisung, daß nur eine Deutsche zur alleinigen Äbtissin gewählt werden sollte.

Nach einer 28 monatlichen Sedisvakanz ging Sabina von Naß als Siegerin aus dem Wahlkampfe hervor.

Sabina von Naß war eine sehr energische und selbstbewußte Dame. Sie verweigerte zunächst dem Herzog Karl irgend welche Anerkennung seines vermeintlichen Schutzrechtes, duldete von seiten ihrer Untergebenen keinerlei Widerspruch, machte sich den Stiftsbeamten dadurch unliebsam, daß sie die Rechnungsbeläge auf viele Jahre zurückforderte und zog sich die Feindschaft der Polinnen in besonderem Maße zu, als sie dieselben von jeglicher Würde ausschloß. Wer weiß, welche Folgen ihr strenges Regiment noch gezeitigt hätte, wenn sie nicht am 2. Mai 1602 ein Opfer der damals herrschenden Pest geworden wäre.

Kaum war Sabina v. Naß tot, so befahl die kaiserliche Regierung dem Abt von Leubus, die Wahl ohne Beisein der kaiserlichen Kommission nicht vorzunehmen; auch Herzog Karl bekam die Weisung, nur eine Deutsche aus adeligem Geschlecht zu wählen. Was sich jetzt aber hinter den Coulissen abgespielt haben mag, entzieht sich leider unserer Kenntnis. Genug an dem. Am 17. Mai 1602 fiel die Wahl ohne kaiserliche Kommission auf die Polin Barbara v. Wtorfowsky, ohne daß von seiten des Kaisers dagegen Einspruch erhoben worden wäre. Als die neu erwählte Äbtissin auch bald nach einem Jahre starb, stand man wieder vor der Wahl. Aus dieser ging jedoch diesmal eine Deutsche, Maria v. Euck hervor. Nach siebenjährigem Residieren verließ Maria v. Euck, wie schon früher erwähnt, das Kloster, um zum Protestantismus überzutreten. Das war ein harter Schlag für die deutsche Partei, indem die Polinnen mit Hinweis darauf, daß es bis jetzt nur deutsche Jungfrauen gewesen seien, die ihr Gelübde gebrochen, die Unzuverlässigkeit des deutschen Elements dartun konnten.

Dazu kam noch, daß durch die öftere Flucht der Jungfrauen nach Polen, hervorgerufen durch die Wirren des dreißigjährigen Krieges, sich das polnische Kontingent bedeutend verstärkte, während deutsche Bewerberinnen sich nur noch vereinzelt vorfanden. Infolgedessen befand sich nach dem dreißigjährigen Kriege die unumschränkte Macht im Kloster in den Händen der Polinnen. Sie wußten auch die deutschen Novizen, die sich noch hin und wieder meldeten, derartig zu behandeln, daß ihnen die Hoffnung, ein stilles, beschauliches Leben im Kloster zu Trebnitz zu finden, bald genommen wurde. Nicht nur war jetzt die polnische Sprache ausschließliche Umgangssprache und wurde bei den Andachtsstunden und in der Beichte in Anwendung gebracht, sondern auch der Gebrauch der deutschen Sprache wurde mit Gewalt gehindert und die wenigen deutschen Mitglieder auf alle Weise zu polonisieren gesucht.

Alle kaiserlichen Dekrete, alle Visitationen änderten an der traurigen Sache nichts, daß dieses ehemalige Bollwerk des Deutschtums dem Polentum verfallen, ja sogar zur Pflegstätte desselben gemacht worden war. — Erst der Festigkeit der Äbte von Leubus gegen das Ende der österreichischen Herrschaft ist es zu verdanken, wenn das Kloster dem Deutschtum wieder gewonnen worden ist. Die dazu gehörigen Güter folgten erst im 19. Jahrhundert nach.

Hatten die Religionskriege, besonders der 30 jährige Krieg Schlesien nach der Schätzung Grünhagens einen Verlust von 200 000 Deutschen gebracht, an deren Stelle meistens Polen traten, so hatte die sich dranschließende Gegenreformation für das Deutschtum fast ebenso schlimme Folgen.

Tausende von Protestanten verließen Schlesien, um entweder in benachbarten Sachsen einerseits oder in Polen andererseits sich niederzulassen. Sie erleichterten durch die leergewordenen Dörfer nicht nur dem Polentum das Vordringen, nein auch die nach Polen und Posen eingewanderten deutschen Schlesier verfielen über kurz oder lang dem Polentum.

In den Gegenden von Groß-Glogau, Wohlau, Hernstadt gab es nach Weinhold noch viele polnische Dörfer. In der Stadt Strehlen ist bis 1616 in der St. Gotthardskirche polnisch gepredigt worden. Im Münsterbergischen war es nicht anders. Die polnische Predigt hat hier in vielen Kirchen bis 1685 gedauert.

Die Gegend von Ohlau, Brieg und Breslau waren im 17. Jahrhundert auf der linken Seite der Oder noch überwiegend polnisch.

Kulturhistorische Skizzen aus Patschkaus Vergangenheit.

Von

Ferdinand Brosig, Patschkau.

I.

Der Herzog Karl von Lothringen, welcher sich um die polnische Königskrone bewirbt, ist im Jahre 1674 auf seiner Wallfahrt nach Wartha Gast der Stadt Patschkau.

Das Königreich Polen war seit dem Aussterben der Jagellonen im Jahre 1572 ein Wahlreich. Kein fremder Fürst war von der Thronbewerbung ausgeschlossen. Die Königswahl stand den Senatoren und den Landboten zu; erstere wurden zu ihren Ämtern und Würden vom Könige berufen, und zu ihnen gehörten die Bischöfe, die Woiwoden, das sind lebenslängliche Verwalter der Provinzen, die Kastellane — ursprünglich Kommandanten der festen Schlösser — und die zwölf höchsten Staatsbeamten. Die Landboten waren die auf den Adelsversammlungen einer jeden Woiwodschaft von allen wenigstens 18 Jahre alten Edelleuten gewählten adligen Abgeordneten des Ritterstandes. „Den Städten Krafau, Posen, Wilna, Leopold und Warschau stand zwar auch“, wie Friedrich von Raumer in seiner „Geschichte Europas seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts“, Bd. VII, S. 87, sagt, „das Stimmrecht zu, allein es war so unbedeutend, daß sie sich immer dem Adel anschließen, oder vielmehr ihm unterwerfen mußten.“ „Die Königswahl erfolgte in der Ebene zwischen Warschau und Vola, und jeder Adlige hatte, gleich den Landboten und Senatoren, eine Wahlstimme.“ (S. fr. v. Raumer a. a. O.)

Bezüglich der Vorschriften, welche eine unparteiische Königswahl ermöglichen sollten, bemerkt fr. v. Raumer a. a. O.: „Die Bestimmung, daß die Thronbewerber und ihre Gesandten weder auf dem Wahlfelde erscheinen, noch sich in Warschau aufhalten dürften, ward nicht immer beobachtet. Gewiß hat sie partiischen Einfluß keineswegs abgewehrt, und noch weniger kümmerte man sich um die Vorschrift: in Bezug auf die Wahl weder Geld und Gut zu versprechen, noch zu geben, noch zu nehmen.“

Schon nach der freiwilligen Abdankung des Königs von Polen Johann Kasimir am 17. September 1668 hatten sich außer anderen Kandidaten die Prinzen von Condé, Neuburg und Lothringen um die polnische Königskrone beworben.¹⁾ Damals aber erhob die Wahlversamm-

¹⁾ fr. v. Raumer a. a. O. S. 92 f.

lung einen einheimischen Edelmann, Michael Wisnowiecki, auf den Thron.¹⁾ Als dieser am 10. November 1673 gestorben war, traten die früheren Thronbewerber von neuem auf den Plan.²⁾ Die meisten Aussichten, zum Könige von Polen gewählt zu werden, hatte von den drei genannten Wahlkandidaten wohl der in österreichischen Diensten stehende Herzog Karl von Lothringen. Derselbe war kurze Zeit vor dem auf den 21. Mai 1674 anberaumten Wahltermine von Wien nach dem schlesischen Städtchen Weidenau gereist, wo er, wie wir später sehen werden, ungefähr am 9. Mai 1674 ankam; hier wollte er offenbar das Ergebnis der Wahl abwarten. In diese Zeit des Aufenthaltes zu Weidenau fällt die Wallfahrt des Herzog nach Wartha, über welche letztere sich in einem Handprotokollbuche der Stadt Patschkau, das vom 17. Dezember 1673 bis zum 2. September 1675 reicht, eine Aufzeichnung vorfindet, die mit einigen Änderungen der Orthographie und des sprachlichen Ausdrucks lautet, wie folgt:

„Anno 1674, den 18. Mai, abends um 7 Uhr, an einem Freitag ist Ihro Hochfürstl(iche) Durchl(aucht) der Herzog von Lothringen, so von Wien nacher Weydenau gereiset, so auch schon in die 9 Tage allda sich befunden, um Verrichtung seines Gottesdienstes nacher Wartha, womit Selbte durch Vorbitt Unserer Lieben Frauen allda zu der polnischen Kron gelangen möchten, anhero nach Patschkau gekommen und aufm Rathhaus gastiret und pernoctiret³⁾ worden, und hat Höchstgedachter Herzog mit sich gehabt zwei Grafen als (plenissimis titulis) den Grafen Bräuner und den Grafen Montefier, so zugleich mit ihm gespeiset und nacher Wartha gezogen; andern Tages, als Sonnabend hernach, als mehr Höchstgedachter Herzog samt Hochgedachten H. Grafen wieder zurückgekommen, sind Selbige vorm Ober-Thor — d. i. das jetzige Glazer Thor — abgestiegen und haben in des George Gruners Garten ein Wenig geruhet, beide H. Grafen aber einen Juleb von marmolada eingenommen und also bald wiederum auf-geseffen und fortgefahren nacher Weydenau und weil mehr Höchstgedachter Herzog nacher Wartha durch die Voigts-Vorwerk-Pferde geführt worden, Deren Pferde aber als 4 Schimmel allhier interim⁴⁾ ruhig verblieben, haben Selbte bei Abtretung und Einspannung Ihrer Pferde dem Knechte, welcher Selbte (den Herzog) gefahren, nämlich dem Thomas Beck, einen harten Dukaten, wie ingleichen der Wache 2 Reichsthaler fünfsböhrer verehret und geschenket. Der Herzog hat pernoctiret aufm Rathhaus in der Schöppen-

¹⁾ Fr. v. Raumer a. a. O. S. 96.

²⁾ Fr. v. Raumer a. a. O. S. 99.

³⁾ Vom lateinischen pernoctare, übernachten.

⁴⁾ In der Zwischenzeit.

Stube, aufm Saal gelegen, desgleichen sein Kammerdiener, Page und ein Lakai; der H. Graf Bräuner bei H. Consulem (d. i. dem Bürgermeister), der H. Graf Montefier bei Augustin Krause.“

Zu der vorstehenden Mitteilung ist in dem erwähnten Hand-Protokollbuche die folgende Nachschrift hinzugefügt:

NB. „Notandum. Den 26. Mai (1674), mittags um 2 Uhr, ist Höchstgedachter Herzog von der Weydenau her vor der Stadt vorbeigereiset, hat durch H. Werner Urlaub genommen und ist sein Vorhaben gewesen, zu der armada ins Reich zu gehen, weil die Gewißheit der Election¹⁾ der polnischen Krone, daß ein ander Subiectum²⁾ darzu gelangen wird, aber noch unwissend (d. h. das man aber noch nicht kennt), gekommen ist.“

Zum besseren Verständnis der Aufzeichnung des Patschkauer Stadtschreibers dürften vielleicht die nachstehenden Bemerkungen dienen.

Die Stadt Weidenau, welche damals ebenso wie Patschkau zum Breslauer Bistumslande gehörte, liegt von Wien ungefähr 40, von Warschau etwa 50 und von Krakau, der ehemaligen Krönungsstadt des früheren polnischen Reiches, ungefähr 30 geographische Meilen entfernt. Da nun die Königswahl am 21. Mai 1674 stattfand und der Herzog Karl erst am 26. Mai desselben Jahres von Weidenau aus die Reise nach dem deutschen Reiche antrat, so reichte wohl die dazwischen liegende Zeit von 5 Tagen aus, daß dem Herzoge noch vor seiner Abreise die Meldung von der erfolgten Erhebung des Kronfeldherrn Johann Sobieski auf den polnischen Thron überbracht werden konnte. Wenn demgegenüber unsere Quelle sagt, der Herzog sei zur Armada nach dem Reiche gegangen, nachdem er die Gewißheit erlangt, daß eine andere Persönlichkeit die polnische Krone erlangen würde, man wisse aber noch nicht, wer es sein werde, so trifft dies wohl kaum zu; wir dürfen vielmehr aus dem ganzen Sachverhalte schließen, daß Herzog Karl schon am 26. Mai 1674 von der Erwählung des Polen Sobieski genau unterrichtet war und daß die für ihn unerfreuliche Nachricht, welche er fürs erste geheim halten wollte, die unmittelbare Veranlassung zu seiner Abreise von Weidenau gab.

Das Schöppenzimmer des Rathauses zu Patschkau, in welchem der Herzog übernachtete, befand sich über dem Saale, welcher gegenwärtig von der evangelischen Gemeinde als Betsaal benutzt wird; letzterer liegt auf der Nordwestseite des Rathauses in der ersten Etage.

Der Graf Bräuner wohnte beim Bürgermeister Johann Zacharias Werder, welcher an Stelle des im Jahre 1670 verstorbenen Bürgermeisters

¹⁾ Der Wahl.

²⁾ Person.

Jonas Ferdinand Rath vom Fürstbischöfe Sebastian Rostock (1664—1671) zum Bürgermeister der Stadt Patschkau ernannt worden war. Vorher war Werder Advocatus Juratus zu Neisse gewesen. (Stadtbuch XIV fol. 35.) Nach Stadtbuch XIV fol. 4 kaufte der neue Bürgermeister am 23. Februar 1671 von Friedrich Kaulig ein Haus am Ringe für 190 Usualtaler. Da dieses Haus mit 6 Bieren brauberechtigt war, so muß es eines der größten Ringhäuser gewesen sein.

Augustin Krause, bei welchem der Graf Montefier übernachtete, war Tuchmacher und besaß außer einer Ackerwirtschaft ebenfalls ein Haus am Ringe. Noch in demselben Jahre 1674 wurde ihm von der Kaiserlichen und Königlichen Kammer zu Breslau die erledigte Bier-Gefälleinnehmerstelle übertragen, wogegen er wie alle anderen Unter-Einnehmer vor dem Räte der Stadt versprechen mußte, daß er für die „ihm anvertrauten Kaiserlichen Ordinar-Biergelder“ mit „all seinem Gut, Hab und ganzen Vermögen“ haften wolle. Die darüber am 16. Dezember 1674 ausgestellte Urkunde ist im Stadtbuche XIV fol. 144 eingetragen.

Georg Bruner, in dessen Garten vor dem jetzigen Glazer Tore Herzog Karl ein wenig der Ruhe pflegte, wurde, nach Stadtbuch XIII fol. 32, am 25. Januar 1649 als Schulkrektor in Patschkau angestellt und verwaltete dieses Amt bis Michaelis (29. September) 1674. (S. Hand-Protokollbuch, Beratung der Schöppen und Geschwornen vom 14. September 1674.) Er bekleidete auch das Amt eines Gerichts-Schöppen und errang im Jahre 1655 die Würde eines Schützenkönigs. Die beiden silbernen Schilde, welche er als Schützenkönig für die Patschkauer Schützenbruderschaft hat anfertigen lassen, sind noch vorhanden. Dieselben sind mittelst silberner Kette an dem aus getriebenem Silber im Jahre 1721 angefertigten Pokale der Patschkauer Schützengilde befestigt und tragen den eingravierten Namen „Grüner“ statt des nach den Stadtbüchern richtig zu lesenden Namens „Bruner“. (S. Ferd. Brosig: Die ältesten urkundlichen Nachrichten über die Patschkauer Schützengilde, abgedruckt in der „Festzeitung für das Bundes- und Jubel-Schützenfest zu Patschkau“, im August 1901.)

Johann Franz Werner, durch welchen sich der Herzog bei seiner Vorbeifahrt bei der Stadt Patschkau am 26. Mai 1674 vom Räte der Stadt verabschiedete, war als Senator Mitglied des Patschkauer Magistrats, welcher regelmäßig aus einem Prokonsul oder Bürgermeister, vier Senatoren oder Ratmännern und einem Notarius oder Stadtschreiber bestand.

Außer der gewährten Gastfreundschaft erwies der Patschkauer Rat dem Herzoge noch eine liebenswürdige Aufmerksamkeit dadurch, daß er ihn für die Weiterfahrt nach Wartha Pferde vom städtischen Vogtei-Vorwerke stellte, wogegen die Pferde des Herzogs inzwischen in Patschkau verpflegt

wurden. Die Stadtkommune bewirtschaftete damals selbst die Vogtei-Äcker und hielt zu diesem Zwecke einen Schaffner und das nötige Dienstgesinde. (S. Hand-Protokollbuch a. Anf.) Die Oberaufsicht führte eine vom Magistrat dazu ernannte Persönlichkeit. — Das zur ehemaligen Vogtei gehörige, sehr geräumige Gehöft liegt auf der jetzigen Zollstraße und wird gegenwärtig als städtischer Holzhof benutzt, während die Vogtei-Äcker verpachtet sind.

Das Getränk, welches sich die beiden Grafen im Garten des Georg Bruner bereiten ließen, war ein aus Marmelade, d. i. einem wahrscheinlich mit Zucker eingekochten, verdickten Fruchtsafte hergestellter Kühltrank, denn das ist die Bedeutung des französischen Wortes julep. Der Stadtschreiber hat auch zuerst den deutschen Ausdruck: „ein kühles Tränklein“ geschrieben, dann aber diese Worte ausgestrichen und das Fremdwort dafür gesetzt.

Unter der Wache, welche der Herzog mit zwei Reichstalern beschenkte, haben wir uns wohl eine aus Bürgern bestehende, für den Herzog gestellte Ehrenwache zu denken.

Die Hauptperson unserer Darstellung, Karl V. Leopold, Herzog von Lothringen, war zu Wien am 5. April 1643 als Sohn des Prinzen Nikolaus Franz von Lothringen geboren. Im Jahre 1664 trat er als Oberst eines Reiterregiments in österreichische Dienste und vermählte sich 1678 mit Eleonore Maria, der Schwester des deutschen Kaisers Leopold I. und Witwe des Königs Michael von Polen. Das Recht der Nachfolge in der Regierung des Herzogtums Lothringen, welches nach dem Tode seines Oheims, des regierenden Herzogs Karl IV. in Kraft treten sollte, machte ihm der König Ludwig XIV. von Frankreich streitig, welcher bald durch diplomatische Künste, bald mit Waffengewalt das Herzogtum Lothringen an sich zu reißen versuchte. Gegen die Eroberungspolitik Ludwigs XIV. schlossen im Jahre 1673 die Niederlande, der Kaiser Leopold und der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg ein Bündnis, und ein kaiserliches Heer wurde unter Montecuccoli an den Rhein gesendet. Zu dieser Reichsarmee — in unserer Quelle „Armada“ genannt — reiste Herzog Karl V., als er am 26. Mai 1674 bei der Stadt Patschkau vorbeikam, um gegen Ludwig XIV. zu kämpfen, der ihm nicht bloß sein Land vorenthielt, sondern ihm auch bei der Bewerbung um die Krone von Polen entgegengetreten war. — Von 1683—1688 befehligte der Herzog die kaiserlichen Truppen im Kriege gegen die Türken und errang mehrere große Siege. Er starb den 18. April 1690 auf einer Reise nach Wien zu Wels in Österreich, und erst sein ältester Sohn Leopold Joseph Karl gelangte durch den Frieden von Rijswijk (spr. Reisleif) im Jahre 1697 in den Besitz von Lothringen. Der Sohn des Letzteren wurde als Gemahl der Erbin der österreichischen Kronländer, Maria Theresia,

der Begründer der Linie Habsburg-Lothringen und regierte von 1745—1765 als deutscher Kaiser unter dem Namen Franz I.

Im Anschlusse hieran möge noch eine merkwürdige Naturerscheinung Erwähnung finden, die zwar nicht in ursächlichem Zusammenhange mit der Anwesenheit des Herzogs Karl in Patschkau steht, aber doch zeitlich mit ihr zusammenfällt, da sie kurz vor der Abreise des Herzogs zur Reichsarmee sich ereignete. Am Schlusse seiner Mitteilungen über den genannten Herzog berichtet nämlich der Patschkauer Stadtschreiber folgendes:

NB. „Eodem dito (d. h. ebenfalls an demselben Tage, nämlich am 26. Mai 1674) sind um 12 Uhr mittags viele Tausend, Tausend fliegende Würmer ganz bläulich, den sogenannten Totenköpfen gleich, vom Oberthor (jetzigen Glazer Thor) hergekommen und über den Platz¹⁾ zum Niederthor (jetzigen Breslauer Thor) zugeflogen; was die Bedeutung, wird die Zeit geben.“

Von welcher Art die in solcher Menge über die Stadt hin fliegenden Insekten gewesen sind, vermag ich nicht anzugeben. Heuschrecken können es nicht gewesen sein, denn der Berichterstatter hat zuerst geschrieben: „viel Tausend fliegende Würmer, fast denen Heuschrecken gleich“; dann aber hat er die Worte: „fast denen Heuschrecken“ ausgestrichen und darüber geschrieben: „Totenköpf genannt“.

Irrtümlicher Weise verlegt Joseph Schneider in seiner „Geschichte der Stadt Patschkau“ S. 285 das ungewöhnliche Naturschauspiel auf den 26. November 1674. Die Nachricht davon findet sich aber in dem mehrfach genannten Hand-Protokollbuche unmittelbar hinter dem Berichte über die Abreise des Herzogs Karl zum deutschen Reichsheere verzeichnet, so daß die Worte: „eodem dito“, mit welchen die Mitteilung beginnt, sich nur auf den 26. Mai 1675, an welchem Tage der Herzog von Lothringen bei Patschkau vorbeifuhr, beziehen können. Ob ferner die Bewohner der Stadt Patschkau durch das Ereignis in großen Schrecken versetzt wurden, wie J. Schneider a. a. O. annimmt, läßt sich nicht erweisen; aus der kurz gefaßten Mitteilung des Stadtschreibers ergibt sich auch nicht der geringste Anhaltspunkt für eine solche Behauptung. Wenn aber der Verfasser des Berichts das Vorkommnis für ein möglicher Weise bedeutsames Vorzeichen für die künftigen Schicksale der Menschheit ansah, was man wohl aus seinen Schlußworten: „was die Bedeutung, wird die Zeit geben“, folgern darf, so ist diese Art von Aberglauben mit Rücksicht auf die damals herrschenden Zeitverhältnisse leicht erklärlich. Viele der zu jener Zeit lebenden Menschen hatten die Gräuel des 30 jährigen Krieges aus eigener

¹⁾ d. i. der Marktplatz oder Ring.

Anschauung kennen gelernt, sodann bedrohten die Türken durch unaufhörliche Angriffe die christlichen Staaten des östlichen Europas und verbreiteten weithin Furcht und Schrecken, und im Westen Europas hatte 1673 ein kaiserliches Heer den Kampf gegen den erobrerungsfüchtigen König Ludwig XIV. von Frankreich aufgenommen. Außerdem darf man nicht vergessen, daß in jener Zeitperiode die Naturwissenschaften noch nicht die großen Fortschritte aufzuweisen hatten, durch welche sie erst späterhin eine tiefere Einsicht in das Leben und Wirken der Natur verbreitet haben.

Sitte, Brauch und Volksglaube in Oberschlesien.

Von

August Friedrich Krause, Breslau.

Das Volk, und insbesondere das Volk auf dem Lande und in den kleinen Städten steht noch in engem und innigem Zusammenhange mit der Natur, in engerem und innigerem Zusammenhange als der Bildungsmensch. Noch ist sein Instinktleben stark und ungebrochen, noch steht das Volk der Natur nicht denkend, nur fühlend gegenüber. Darum wirkt in ihm auch die Natur noch schöpferisch gestaltend. Alle Vorgänge, die es um sich her beobachtet, versinnlichen und verkörperlichen sich ihm in der Phantasie zu Gestalten und Gespenstern; es schafft Sage und Glaube aus den Tiefen seines erschauernden Gemütes heraus in bunter, lebendiger Fülle. Wenn der Sturm über die Berge und Felder und durch die Wälder braust, um die Giebel und Schornsteine heult und in den Kaminen ächzt und stöhnt, hört sein Ohr das wilde Heer mit Schwerterklirren und Schilderschlagen durch die Lüfte rasseln. Alle böse wirkenden Mächte werden ihm zu Heren, Geistern, Kobolden, alle guten zu feen und Zwergen und Wichtelmännchen. Auf dem tiefsten Grunde der Volksseele wohnt noch das Grauen vor der eigenen, hilflosen Hingegenheit an die geheimnisvoll und unsichtbar wirkenden Mächte des Kosmos. Mit Eist sucht es diesen Gewalten zu begegnen, weil es ihrer nicht Herr werden kann und über sie nicht zu triumphieren vermag; es weiß alle Naturkräfte um vieles mächtiger als schwache Menschenkraft. Seine Eist sucht darum ihre Wirkungen zu paralytisieren und die eigene Hilflosigkeit zu überwinden. So haben sich abergläubische Sitten und Gebräuche herausgebildet. Von manchen weiß oft das Volk nicht mehr, welches Unheil sie vom Haupte des Menschen abwenden sollen; nur der

Brauch noch hat sich erhalten und fortgeerbt von einer Generation auf die andere.

Doch beginnt bereits eine tiefgehende Wandlung sich zu vollziehen. Die Aufklärung, die durch Schule und Leben in das Volk getragen wird, kultiviert die intellektuellen Kräfte der Seelen, dämpft das Gefühl, zerbricht das Instinktleben, befreit den Menschen zwar von der Natur, aber entfernt ihn auch von ihr. Schon huscht hier und da über das wetterbraune Gesicht eines jungen Bauern, der draußen war, auf der Landwirtschaftsschule, in der Welt mit offenen Augen herumgekommen ist, Bücher und Zeitungen gelesen hat und seinen Sinn den kulturellen Errungenschaften der modernen Zeit nicht verschließt, ein mitleidig-verächtliches Lächeln über den Volksglauben, Sitte und Brauch seiner Eltern und Großeltern; schon verwildern und verrohen die einzelnen Sitten und Gebräuche und treiben damit dem Untergange entgegen. Eine neue Zeit bricht sich Bahn und das Alte verschwindet allmählich in ihrem brausenden Strome. „Niemand vermag die Zeit zu hemmen; der Freund eines gesunden Volkslebens, der Forscher in alten Dingen sucht aber die Trümmer, welche sie beiseite geschleudert, zu sammeln und zu verzeichnen. Auch Schlesien war reich an mancherlei Gebräuchen, auch hier schwindet in Eile das Alte. Darum wäre es die höchste Zeit, noch zum Ertrage für die Wissenschaft in den verschiedenen Gegenden zu beschreiben, was von der Wiege bis zum Grabe, vom ersten Rühren des Pfluges bis zum Erntefeste (Kirmes), von Advent bis Nikolai von Sitte und festem Brauch vorhanden ist. Die Sprüche und Reime und Liederverse, die bei diesem oder jenem Anlasse üblich sind, die Benennungen von Umzügen, Gerichten, Gaben, die dabei vorkommen, wären nicht zu vergessen. Für die Sittengeschichte Schlesiens, für seinen Zusammenhang mit der alten Heimat seiner ersten Ansiedler ergäbe sich dadurch ein bedeutender Stoff.“

Dieser Herzenswunsch Karl Weinholds ist nun verwirklicht worden. Es ist das große Verdienst der „Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde“, dazu geholfen zu haben. Als Sammlungen und Studien dieser Gesellschaft erscheint, von Professor Dr. Friedrich Vogt herausgegeben, ein überaus dankenswertes Unternehmen: „Schlesiens volkstümliche Überlieferung“. Den ersten Band bildeten die vor nun länger als zwei Jahren durch Professor Vogt der Öffentlichkeit übergebenen: „Schlesischen Weihnachtsspiele“. Dr. Paul Drechsler sammelte „Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien“. Der erste Teil dieses zweiten Bandes ist vor kurzem herausgekommen¹⁾ und bringt ein, wenn auch nicht ganz lückenloses, doch so außerordentlich reiches Material,

¹⁾ Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. 1905.

das jeden Freund schlesischen Volkstums erfreuen wird. Den größten Teil dieses Stoffes hat der Herausgeber selbst als Kandidat der Philologie auf seinen Wanderungen durch die Heimat gesammelt. Unterstützt bei seiner eifrigen und fleißigen Sammelarbeit wurde er durch die Gesellschaft für Volkskunde und manchen Freund und fleißigen Beobachter schlesischer Volks sitten. So ist diese, von dem Herausgeber bescheiden als ein Versuch und eine Vorarbeit zur schlesischen Volkskunde bezeichnete erste, zusammenfassende Behandlung schlesischen Volksglaubens und Volksbrauches zustande gekommen und präsentiert sich in sorgsam künstlerischem Gewande (den Buchschmuck besorgte Professor M. Wislicenus) als ein äußerst wertvolles und gediegenes Werk, das der Wissenschaft treffliche Dienste leisten wird. Daß mit ihm noch nicht alle und nicht die letzte Arbeit dieser Art getan ist, bekennt der Verfasser selbst; er sagt am Schlusse seiner Vorrede: „In Schlesien ist zu rechter Zeit und durch das rechte Werk noch mancher Schatz zu heben; denn wenn irgendwo, so hängt hier das Volk an seiner lieben Heimat und dem, was es von seinen Vätern ererbt hat. Erhalten wir, durch getreue Aufzeichnung, was bald für immer vergessen ist, überliefern wir der Nachwelt, was unsere Vorfahren in guten, wie in bösen Tagen gehegt und gepflegt haben.

Oberschlesiens Brauch und Glaube ist in Drechslers Werk in reichhaltiger Weise vertreten. Ich möchte diese Tatsache nicht auf das Konto des Wohnortes des Verfassers setzen. Wohl mag Drechsler besonders in Oberschlesien gesammelt haben, das wohl seine Heimat ist, doch nicht allein hier. Außerdem wurde er durch Helfer aus andern Teilen unserer Heimatprovinz lebhaft unterstützt. Es macht sich in der ganzen Anlage des Buches und in der Bearbeitung des Stoffes ein starkes Bestreben geltend, alle Teile Schlesiens, beide Rassen, ja selbst auch beide Hauptkonfessionen gleichmäßig zu berücksichtigen, daß die Parität vollständig gewahrt bleibt. Wenn Oberschlesien — besonders im Verhältnis zu Niederschlesien — zahlreicheres Material zu dem Werke geliefert hat, so hat das wohl einen andern Grund. Durch die scharfen nationalen und Rassengegensätze der deutschen und polnischen Bevölkerung in diesem Gebiete unsrer Heimat haben naturgemäß Sitte, Brauch und Volksglaube jedes Teiles sich stärker herausgebildet und lebendiger erhalten als in andern Gegenden Schlesiens. Denn gerade in Sitte, Brauch und Glauben kommen die Rassengegensätze scharf und charakteristisch zum Ausdruck, gerade in ihnen erhält sich die Eigenart des Volkscharakters rein und unverfälscht. In andern Teilen Schlesiens, wo die Veranlassung zu solch scharfer Absonderung und solch zähem Festhalten nicht gegeben ist, schwinden Sitte und Brauch viel schneller und sie sind darum für den Forscher keine so reichen Fundorte.

Der vorliegende Teil von Drechslers Werk behandelt das allgemeine Leben des schlesischen Volkes. Ein zweiter Teil — das häusliche Leben des Schlesiens — wird innerhalb Jahresfrist erscheinen. Der Verfasser gliedert sein reiches Material in zwei Hauptteile: I. Der Kreislauf des Jahres und seine Festzeiten; II. Lebenslauf des Einzelnen von der Geburt bis zum Tode.

Um die Reichhaltigkeit und Gründlichkeit des Drechslerschen Buches unsern Lesern am deutlichsten zu zeigen, wollen wir einige Beispiele anführen.

Das christliche Kirchenjahr wird durch die Einleitung zum Weihnachtsfeste, durch die Adventzeit eröffnet. In die Zeit des ersten Advents fällt der Andreastag (30. November). Der ihm vorhergehende Abend, der Andreasabend, ist eine besonders für Liebeszauber und die Erforschung des künftigen Gatten hochwichtige Zeit. Die besonders Oberschlesien eigentümlichen Gebräuche dieses Abends scheinen nicht besonders reichhaltig zu sein. Ein wohl überall in Oberschlesien mit vielen Varianten geübter Brauch ist das Rain- oder Grenzjaunschütteln: „In der zwölften Stunde der Andreasnacht geht die unverheiratete Person an einen Jaun hinter dem Dorfe, der die Grenze, den Rain, die Feldmark eines Bauern bildet, in dessen familie sich ein erwachsener Sohn und eine ledige Tochter befindet, und schüttelt den Jaun, indem sie spricht: Rainjaun, ich schüttle dich, und mein Liebchen melde sich! Von wo sie nun Hundegebell vernimmt, von dort kommt binnen einem Jahre die Braut oder der Bräutigam“. In Katscher bei Leobschütz lautet der Spruch:

„Ränjaun schüttel dich,
feines Liebla, rüppel dich,
Wenn de willst mei Liebla sein,
Komm-mr hiot zu Ageschein.“

Ein anderer Brauch ist: vor dem Schlafengehen die Bettbretter zu drücken. In Langenau bei Katscher stellt das Mädchen im Hemd einen Fuß auf die vordere Brettwand des Bettes und spricht:

„Bettebrät ich trät dich,
heiliger Andreas ich hät dich,
Schenk-mr a schîn Treimelein,
Welcher daß wird meiner sein!“

Besonders entfaltet sich kräftiger Zauber in den heiligen zwölf Nächten. Die Tage fallen in Deutschland verschieden. „In Schlesien sind es gewöhnlich die zwölf Tage vor Weihnachten; in den polnischen Teilen, der Gebirgsgegend und der Grafschaft, die auch hierin christlichem Einflusse mehr Eingang gewährte, ist es, wie sonst meist in Deutschland, die Zeit von Weihnachten bis Dreikönigstag; im polnischen Oberschlesien rechnet man auch vom Luciatage (13. Dezember) bis Weihnachten.“ In dieser

Zeit bringt den Bäumen große Fruchtbarkeit der „Drei-Wochenwind“ vor Weihnachten (Leobschütz), der mit dem wilden Heere in Beziehung steht. Von dem Sonnenschein dieser zwölf Tage und den Winden der zwölf Nächte haben die Alten je zwölf Reime zusammengestellt, deren Inhalt die Bedeutung derselben für das kommende Jahr angibt. Die Träume in den zwölf Nächten gehen in den zwölf Monaten des neuen Jahres in Erfüllung. (Ratibor, Rybnik.) Nach einem in Beuthen O.S. herrschenden Glauben geht der Traum am ersten Adventssonntage in Erfüllung. In dieser seltsamen Zeit, in der alle wilden Zaubermächte entfesselt zu sein scheinen, braust auch der Nachtjäger ohne Kopf mit Hundegebell und Jagdgeschrei durch die Lüfte. In Katscher und Leobschütz rät die Mutter zu dieser Zeit den Kindern: „Fädert eich, die wilde Jagd ist los!“ Auch darf in den Zwölften keine schmutzige Wäsche liegen bleiben, sonst wird man krank. (Kreuzburg.)

St. Nikolaus, dessen Tag der 6. Dezember ist, tritt als Schutzpatron des Viehes auf. „In der Gegend um Leobschütz machten früher überall dort, wo eine Nikolauskirche oder Nikolauskapelle stand, die Bauern am Tage dieses Heiligen mit den Pferden um seine Kapelle einen Nikolausritt, damit er das Vieh vor Unglück und Seuchen behüte.“

Gar mancherlei Sitten und Gebräuche weist die Weihnachtszeit auf. Alle Unholde werden in dieser heiligen Zeit von Haus und Hof fern gehalten. In Pommerswitz bei Leobschütz gehen die Knechte mit lautem Peitschenknallen durch das Dorf; sie nennen das: „'m Krüstfunda ei de Käne knälla“. Im deutschen Oberschlesien wird der heilige Abend durch die Hirten eingeleitet (eingeläutet). Sie ziehen mit den Schellen ihrer Herden durch das Dorf; manche benutzen daneben alte Trompeten, Kuhhörner und Hirtenflöten und machen einen Höllenlärm. In jedem Bauernhofe erhalten sie von der Bäuerin Kuchen und Bier. Dieser Lärm soll nach dem Volksglauben an die große Freude der Hirten nach der Verkündigung der Geburt des Heilandes durch die Engel erinnern; doch ist es ursprünglich wohl auch eine Abwehr der bösen Mächte, die um diese Zeit ihr schlimmes Wesen treiben. Auch in der Weihnachtszeit versuchen besonders die jungen Mädchen das Schicksal zu befragen. Wenn in Beuthen O.S. am heiligen Abend das Essen besorgt und alles fertig ist, kehren die Mägde die Küche, aber von der Schwelle aus nach der Mitte zu. Dann stellen sie sich auf den Kehrichthaufen, laufen von dort hinaus an den Gartenzaun und rütteln an ihm. Der Bursche des Dorfes, den sie am nächsten Morgen zuerst sehen, wird ihr freier sein. Um Rybnik und Ratibor läßt man am heiligen Abend zwei Myrtenblättchen auf dem Wasser einer Schüssel treiben; wenn sie zusammenkommen, wird das

Mädchen im kommenden Jahre Braut. In Beuthen erhielt jedes Mitglied der Familie eine Oblate, die der Küster oder Glöckner zu diesem Zwecke in großen Mengen verkauft. Jedes bricht von der Oblate des andern ein Stück ab und ißt es; die Betreffenden, die von einer Oblate gegessen haben, werden im folgenden Jahre nicht getrennt. Am heiligen Abend werden ganz bestimmte Gerichte genossen. Im Leobschützer Kreise ißt man Fischsuppe (Suppe, in der das „Gebündel“ der Fische, namentlich der Rogen und viel „Wurzelzeug“ gekocht ist), „Karpe mit polscher Biertunke“, gebratenen Fisch mit Wurzelstunke und einen aus Kuchenteig (ohne Rosinen) gebakene „Nitze“, Striegel oder Gölbrod. In Katscher wird diese Wurzelstunke in großen Mengen zubereitet und noch einige Tage lang aufgewärmt. Einzelne Teile des Fisches, den man verzehrt hat, sind zu mancherlei gut: Wenn man die Schuppen vom Weihnachtskarpfen im ganzen Hause umherstreut, so bringt dies den Hausbewohnern Glück im neuen Jahre; steckt man sie in das Portemonnaie, so bekommt man viel Geld (Leobschütz). Den Schwanz des eben verspeisten Fisches klebt man in Oberschlesien mit Speichel in irgend einem Winkel oder an die Decke der Stube; so lange er dort hängen bleibt, bleiben Zahnschmerzen fern. Manche dieser Gebräuche gelten auch am Sylvesterabend. Wirft man an diesem Abend z. B. die Heringsseele an die Decke, so springt nach hundert Jahren ein goldenes Pferd herunter (Schönau bei Leobschütz). In Kreuzburg begnügt man sich nach jener Zeit mit Silber. Ein Weihnachtsstriegel wird in Meisse ganz oder zum Teil aufbewahrt und dient im folgenden Jahre als wunderwirkendes Heilmittel. Aus heidnischer Zeit haben sich so manche Opfergebräuche herübergerettet in die Zeit des Christentums. Nach der Mahlzeit läßt man in Ratibor, Mocker bei Neustadt und Schweidnitz den Familientisch die ganze Nacht hindurch gedeckt, damit die armen Seelen oder die Engel davon essen können. In Kreuzburg wird eine Kufe, die sogenannte Christkindelkufe, mit Bier gefüllt und hingestellt: „Es hat einen weiten Weg gemacht und muß durstig sein“. Ursprünglich war dies eine Gabe für Berchta und fand am 6. Januar, dem Berchtentage, statt; erst später ist dieser Gebrauch auf den heiligen Abend übertragen worden. An der frohen Zeit sollen auch die Haustiere ihren Anteil haben. Darum ließ sich um Oppeln der Ochsenknecht von der Hausfrau ein Stück Weihnachtsbraten geben und verzehrte ihn in der Krippe bei den Kühen; auch von den Pferdeknechten wurde dieser Brauch geübt. Auch wird ihnen am heiligen Abend in Katscher der Stall sorgfältig gereinigt und das Gefinde sorgt für besseres und reichlicheres Futter. Mancher Knecht und manche Magd möchten sich an diesem Abende wohl unter die Krippe legen, um zu hören, ob sie gut füttern; doch lassen sie es stets

bleiben, weil nach altem Glauben der Horcher sterben muß. (Katscher, Fabrze, Beuthen O.S., Jauer, Sprottau.) Den Hühnern und Tauben streut man um Leobschütz am heiligen Abend und auch am Sylvesterabend das Futter innerhalb eines Faßreifens, damit sie gedeihen, beieinander bleiben, viel Eier legen und sie nicht verschleppen. Die Bäume werden in dieser Nacht gegen alles Böse geschützt und zu neuer und erhöhter Fruchtbarkeit angeregt. Man umwickelt sie mit Seilen aus Stroh, das unter dem Tisch oder Tischtuch gelegen hat, auf dem man das Weihnachtsmahl aß, um dadurch gleichsam die Fülle und Reichhaltigkeit des Mahles auf die Bäume zu übertragen. Aus diesem Grunde schüttet man auch die Brosamen, Speiserefte und Fischgräten unter die Obstbäume (Leobschütz und Katscher).

Eine Reihe von abergläubischen Sitten und Gebräuchen gruppiert sich auch um die Osterzeit. Eine Einleitung zu dieser Zeit des Frühlingswunders bildet Kätare, der Totensonntag oder Sommersonntag genannt. „In manchen Gegenden (Leobschütz, Bries, Ohlau, Strehlen, Haynau) putzen am Totensonntage die erwachsenen Mädchen mit Hilfe der Jungen eine Stroh puppe mit frauenkleidern auf und tragen sie der untergehenden Sonne entgegen zum Dorfe hinaus. An der Grenzmark wird sie unter Scherzen und Lachen entkleidet, die Glieder werden in Fetzen zerrissen und auf das Feld geworfen. Das heißt den Tod (in Gröburg bei Leobschütz die Tödin) begraben.“ Bei dem Auszuge singt man:

„Was tragen wir, was tragen wir?

A lebend'ge Tod begraba wer;

Wir begraben ihn unter die Eiche,

Daß er von euch weiche.

Der Wirt, der ist ein braver Mann,

Er läßt den Tod zum Dorf raustroan;

Wir begraben ihn unter die Tonne,

Daß scheint die liebe Sonne.“

In der Gegend um Groß-Strehlitz ist unter dem polnischen Volke noch der Brauch, eine Stroh puppe auf ein Pferd zu setzen und unter Begleitung der Bewohnerchaft an das nächste Gewässer zu führen und sie dort hineinzustürzen. Man nennt diese Stroh puppe Geist und glaubt nach ihrer Vernichtung im kommenden Jahre vor Krankheit geschützt zu sein. Die Bezeichnung Goik, Gail, Gaicek neben Moik, Mail findet sich auch in andern polnischen Gegenden, z. B. Beuthen O.S., Kreuzburg, Tost, Gleiwitz. Dieses Todaustreiben war ursprünglich wohl ein Winter-austreiben. In der Gestalt der Puppe wird der Tod in der Natur hinausgetrieben und vernichtet. Erst später erhielt dieses Todaustreiben seine Bedeutung als Vorbeugungsmittel, um sich ein glückliches, sterbefreies Jahr

zu verschaffen und den Todesdämon, der namentlich in dem gefürchteten Hochsommer mächtig wird, im voraus „unter die Eiche, unter die Tonne“ zu begraben und zu bannen. In Langendorf bei Tost trägt man zwei Puppen, eine mit männlichen, eine mit weiblichen Kleidungsstücken aufgeputzt, hinaus und wirft sie auf das Nachbargebiet; dadurch sollen die Krankheiten der männlichen und weiblichen Dorfbewohner ausgetrieben werden. „Im übrigen polnischen Oberschlesien richtet man in einem Hause (in dem zuletzt ein Todesfall vorgekommen war) den Todespopanz als altes Weib her, die Todesgöttin Marzana, trägt sie auf einer Stange aus dem Dorfe bis an die Grenze, wo sie ebenfalls in eine Lache geworfen oder verbrannt wird. In Hinterdorf und Weingasse bei Ober-Glogau wirft man die Marzana in die Hozenplotz und singt beim Auszuge (polnisch):

Beim N. N. am Ende
 Weilt Marzana mit Kränzen geschmückt.
 Wohin sollen wir sie tragen,
 Da wir keinen Weg kennen?
 „Tragt mich, liebe Mädchen,
 Hin auf jene Hügel;
 Dann werft mich ins Wasser,
 In das tiefste Wasser!“

Wenn man den Tod ausgetragen hatte, zog man in den Wald und holte sich ein Tannen-, Kiefer- oder Fichtenstämmchen. Das wurde bis auf die Krone abgeschält, mit Bildern, die allgemein „Engel“ hießen, mit Ketten aus aufgefädelten Strohröhrchen, bunten Fleckchen, Papierschnitzeln und Papierrosen geschmückt; oben an der Spitze befestigte man ein Fähnchen. Oft wird auch eine schön gepuzte Figur zurückgebracht, die um Leobschütz „Braut“, im Polnischen Dziewanna, die Göttin des Frühlings, hieß. Im polnischen Oberschlesien singen sie dazu:

„Den Tod trugen wir aus dem Dorfe,
 Den Sommer bringen wir wieder.
 Unser Maien ist grün, schön geschmückt.
 Auf meinem Maien sind grüne Bänder,
 Welche zarte Mädchen daraufgehängt.
 Unser Maien ist grün, schön geschmückt.
 Auf meinem Maien sind gemalte Eier,
 Welche bemalt hat des Kretschmers Tochter.
 Unser Maien ist grün, schön geschmückt.
 Auf unserm Maien sind lauter goldne Streifen,
 Die wir aufgehängt in diesen teuren Zeiten.“

Die Todpuppe und das Stroh, aus dem man sie geformt, sowie der „Sommer“ oder „Maien“ sind zauberkräftig. Das Stroh wird in den Hühnerkorb gelegt; dann vertragen die Hühner die Eier nicht. Die Sommer oder Maien werden über die Stalltüren genagelt oder auf den Mist gesteckt, um das vor Heren und Unglück zu bewahren. Darum heißt es in einem Sommerliede: „Steckt-a Maia ei-er Mist“.

Die Karwoche oder schwarze Woche leitet der Palmsonntag ein. In den katholischen Kirchen werden an diesem Tage Palmen, d. h. die Weidenkätzchen, die Blüten der Salweide, geweiht. In Kreuzburg stellt man bei herannahendem Gewitter diese geweihten Palmen ins Fenster, dann schlägt der Blitz nicht ein. Man verschluckt auch diese Palmen gegen Halschmerzen in Leobschütz und Kreuzburg. Jeder Tag der Karwoche führt einen besonderen Beinamen: der blaue Montag, der gelbe Dienstag oder Eierdientag, der krumme oder saure Mittwoch, der grüne Donnerstag, der Karfreitag oder gute, stille Freitag, der stille Sonnabend. Jeder dieser Tage hat seine besonderen Gebräuche. Spuren des in Osterreich-Schlesien üblichen Judasaustreiben haben sich noch in der Gr.-Strehlitzer, Trachenberger und Leobschützer Gegend erhalten. Um Gr.-Strehlitz tritt an die Stelle des Judasuchens das Christussuchen; es findet gewöhnlich Gründonnerstag Abend acht Uhr mit brennenden Fackeln, Besen, Ruten, Prügeln, Stöcken u. s. w. statt. Christus wird auf Wegen und Feldern gesucht; zuletzt werden die Stöcke, Besen 2c. verbrannt. Am krummen Mittwoch werden nach Leobschützer Volksglauben die alten krummen Weiber grade gesägt, nach dem Volksglauben in Kreuzburg in die alte Weibermühle geschickt, damit sie umgemahlen und wieder jung werden. Am Gründonnerstage ißt man um Leobschütz und Katscher die grüne Suppe, die aus neuerlei Kräutern besteht, und Honig; um Ratibor und Rybnik werden Backschinken in den Ofen geschoben und nach der Auferstehung zum Abendbrot gegessen. Schon ist an diesem Tage das Osterwasser heilkräftig. Wenn man sich vor Sonnenaufgang oder während des Glorialäutens mit Flußwasser wäscht, bleibt man nach oberschlesischem Brauch vor Sommersprossen (Eobsprenkeln) bewahrt. Im polnischen Oberschlesien, um Beuthen, ziehen die Leute am Gründonnerstag nach Sonnenuntergang stillschweigend nach Deutsch-Diekar, einem weit und breit berühmten Wallfahrtsorte, um in der Mitternacht am Kalvarienberge Gründonnerstagwasser zu schöpfen und sich damit zu waschen. Auch am Karfreitage wird solch heilkräftiges Wasser geholt, doch darf dabei nicht gesprochen werden; darum nennt man es auch das „stille Wasser“. Hat man sich aber doch verlocken lassen, dabei zu sprechen, so ist es „Plapperwasser“ oder „Päperwasser“ (Katscher) und ohne Heilwirkung. Von diesem Wasser bewahrt man eine Flasche voll das Jahr

über auf; es wird nicht faulig. Es darf nur fließendes Wasser genommen werden; denn das Volk glaubt, daß in der Mitternachtsstunde des Todes Jesu wegen sich alles lebendige Wasser in Blut verwandle und daß auf diese Weise eigentlich das Blut Jesu die Wunder wirke. Nach einer in Katscher bekannten Auslegung soll es eine Erinnerung an den heiligen, wunderwirkenden Bach Cedron sein. Ebenso wie den Menschen ist auch dem Vieh das Karfreitagwasser heilsam. Um Beuthen O. S. und Katscher reitet man die Pferde vor Sonnenaufgang in die Schwemme, aber nur in fließendes Wasser; das schützt sie vor Krankheiten. In ganz alter Zeit fanden am Karfreitag öffentliche Bußprozessionen statt, so um Habelschwerdt und Leobschütz. Es war dies eine Art Passionspiel. Die sogenannten Kreuzträger zogen von der Pfarrkirche über den Ring nach der Klosterkirche der Franziskaner, dem heutigen Gymnasium. „Die männlichen Kreuzträger trugen rauhe Bußkleider, das Gesicht mit einem schwarzen Schleier bedeckt, auf der Schulter ein schweres Kreuz und schlugen sich mit scharfen Geißeln. Das begleitende Volk sang das Miserere oder andere entsprechende Trauergesänge.“ Nach altem Volksglauben haben am Karfreitag (und am Georgitage, 25. April) Heren und alle bösen Geister die größte Macht. Weil alle Geister über der Erde anwesend sind, öffnen sich die Berge, und wem das Glück wohl will, der findet den Eingang und unermessliche Schätze. In der Stunde, während der in der Kirche die Passion gelesen wird, „brennen“ oder „glühen“ versunkene Schätze unter der Erde. Wenn der Glückliche, der solches sieht, stillschweigend einen geweihten Gegenstand oder ein Taschenmesser hineinwirft, kann er nach dem Volksglauben in Katscher den Schatz heben. Eine Mutter, die in den geöffneten Berg eintrat und von dem Golde nahm, bemerkte, als sie zurückkehrte, daß sie ihr Kind im Berge vergessen habe. Am nächsten Osterfeste fand sie es zur selben Zeit und am selben Orte gesund wieder. Aber nicht nur am Karfreitage, sondern auch am heiligen Ostertage selbst sind die Heren nicht untätig. Man schützt in Oberschlesien wirksam Feld und Saat gegen sie und fördert das Gedeihen der Frucht, indem man zu je dreien kleine Kreuzchen aus geweihtem Holz in die Ecken und in die Mitten der Felder steckt. Auch der Frühjahrsumgang dient diesem Zwecke. Er findet in Beuthen O. S. am Markustage (25. April), in Leobschütz am Fronleichnamstage statt. In der Umgegend von Neisse, wo dieser Umzug jetzt gleichfalls am Fronleichnam abgehalten wird, wurde früher auch am Ostersonntage von sämtlichen Gemeinden unter Anführung des Scholzen oder eines Gerichtsmannes um die Saat geritten unter Absingung geistlicher Lieder. Später artete diese Sitte leider aus und wurde „wegen der dabei eingerissenen Trunkenheit“ von der Obrigkeit verboten. Am Ostersonntag-Morgen kann man das „Sunna-

huppa“, das Springen des Osterlämmels sehen. In Katscher ist man der Meinung, daß nur der das „Osterlammle“ zu sehen bekäme, der die Fasten streng gehalten habe. Wenn die Kinder das eigentümliche Flimmern und Zittern wahrnehmen, so erklärt ihnen in Leobschütz die Mutter: „Das ist das Osterlammlein mit seinen Fähnchen“. Der in ganz Deutschland geübte Gebrauch, Osterfeuer zu entzünden, wurde früher nur im Leobschützer Kreise noch geübt; aber auch jetzt sind dort bereits die österlichen Feuer auf den Höhen gänzlich erloschen. Weinhold führt diese Osterfeuer auf die niederdeutsche Besiedelung der Stadt Leobschütz zurück, für die flämische Einwanderung ziemlich sicher ist. Wie am Karfreitage und Ostersonnabende ist man auch am Osterheiligtage gerne Östereier. Die Eierschalen der am Ostersonnabend geessenen Östereier werden in Beuthen O.-S. zerstoßen und in die Maulwurfschaufen zerstreut, um die Maulwürfe zu vertreiben. In polnisch Oberschlesien färbt man die Eier, läßt sie in der Kirche weihen und ißt sie in der Suppe, oder schneidet sie in zwei Hälften und tauscht eine mit dem Tischnachbar aus. Gerät man einmal auf einen Todweg, so braucht man nur an die Person zu denken, mit der man das Österei geessen hat, und man wird dann den richtigen Weg finden. Eine besonders beliebte Volksbelustigung ist am Ostermontage das „Schmacköstern“. „Die Schmacköster“, Schmigöster (poln. smigac, smagac, peitschen, vergl. Schmücke, biegsame Gerte, Weinhold, Jahrbuch 85) ist eine (neunfach) zusammengeflochtene, mit bunten Schleifen oder Seidenpapierstreifen von oben bis unten umwundene Weidenpeitsche, an deren Stelle aber auch eine Gerte aus Süßholz geschwungen wird. Damit ziehen die Knaben am Ostermontage schon beim Morgengrauen in die einzelnen Häuser, dringen in das Familienzimmer und peitschen unter Sprüchen das Mädchen, das sich blicken läßt, oft recht unsanft. Die Knechte schleichen in die Schlafkammer der Mägde und treiben die Langschläferinnen vom Lager. Selbst Erwachsene machen es sich zum Scherz und gehen zu Verwandten und guten Bekannten morgens die im Hausgewande entgegretenden Weiblichen „schmacköstern“. In polnischen Gegenden ist das Schmacköstern unbekannt. Dort sowohl wie auch im Leobschützer Kreise ist es Brauch, die Mädchen mit Wasser zu begießen, zu „spritzen“, zu „baden“. Jungen wie Männer haben das Recht, Mädchen wie Frauen tüchtig naß zu machen. Wenn die Mädchen am Gründonnerstag Abend um Beuthen O.-S. nach Deutsch-Piekar gehen, um Gründonnerstagwasser zu holen, so werden sie auf dem Rückwege von den Burschen angehalten und tüchtig gepeitscht. Das Schmacköstern bringt dem Geschlagenen Glück. In Oberschlesien singt man beim Schmacköstern:

„Schmackostern em-a Mólä,
 Sonst schlo-ich-dr de Baen azwê;
 Denne (dann), denne em-a Gálbrôt,
 Sonste schlô ich dich goar tôt. —

Schmacküster em-a Mólä
 Hoste zwê
 Gemmer äs,
 Hoste Käs,
 Gemmer a Stefla Kucha,
 Loß mich erscht ni lange sucha. —

Mädla, Mädla, loß dich peitscha,
 Daß dich ne de flehlan beißa!
 Gimmr a bi,
 Aber (oder) zwê
 Und a Stifla Usterkucha,
 Ich war dich hinger draußa sucha.“ —

In den polnisch redenden Gebieten Oberschlesiens übt man statt des Schmackosterns einen anderen Brauch: Das „Eierbergel oder Eierkullen“. Innerhalb eines länglichen Vierecks läßt man unter lautester Lebhaftigkeit Eier von einer Erhöhung, dem Eierbergel, in eine Vertiefung herabrollen; wessen Ei zuerst in der „Tulke“ oder „Tilke“ anlangt, gewinnt alle anderen beteiligten Eier. Nur im polnischen Oberschlesien ist das Herumgehen armer Knaben „mit dem Hahn“ Sitte. Auf einem kleinen zweirädrigen Wagen liegt eine, fast einen Meter große Drehscheibe, in deren Mitte ein Hahn mit glänzendem Gefieder, sobald die Deichsel des Wagens gezogen wird, den Kopf auf und ab bewegt, als wollte er krähen, und an deren Umfange dann ein aufgepuztes Puppenpaar tanzt. Beides soll die Freude über das Erwachen des Menschensohnes kund tun.

Auch Pfingsten, das liebliche Fest, wird in Oberschlesien durch mancherlei Gebräuche gefeiert. Wie überall in Schlesien war auch dort das Rauchfiraustreiben Sitte, doch ist es in neuerer Zeit fast gänzlich verschwunden und lebt nur noch in der Erinnerung alter Leute. Doch schmückt man auch hier noch überall das Fest mit Maien oder mit Kalmus. In Beuthen O.S. schreibt man einem Absud dieses Kalmus Heilkraft zu. Auch die Flurumritte werden in manchen Gegenden um Pfingsten geübt. Im Leobschützer Kreise kommen am Pfingstmontage die Bauernsöhne und Dienstknechte in feierlichem Aufzuge mit Musik zum Hochamt, nehmen beim Hauptaltare Platz und veranstalten zum Offertorium einen Opfersgang um

den Altar. Die Pferdejungen halten dabei ihre mit roten Bändern und Blumen geschmückte Peitsche in der Hand. Nach dem Gottesdienste Anfang des Pfingst- oder Königsreitens. Der Sieger wurde als König mit Abzeichen geschmückt und unter Jubelgeschrei ins Dorf zurückbegleitet. Gelage und Tanz beschloffen im Kretscham den Tag. Die Pfingstfeuer, die in Oberschlesien statt der Johannisfeuer angezündet wurden, wenn das Vieh zum ersten Male im Jahre auf die Weide getrieben werden soll, sind längst erloschen.

Es wären noch vielerlei andere oberschlesische Sitten und Gebräuche anzuführen, solche die am Fronleichnamstage, am Johannistage, zu Michaelis, am Allerseelentage und zur Kirmes geübt werden, doch würde das zu weit führen, da wir auch auf Sitten und Gebräuche eingehen müssen, die sich an den Lebenslauf des Einzelnen von der Geburt bis zu seinem Tode knüpfen.

Schon vor der Geburt des Kindes hat eine Frau gar mancherlei Regeln zu beobachten. Erblickt die junge Mutter vor ihrer Entbindung ein brennendes Haus, so bekommt ihr Kind nach Oppelner Volksglauben rote Haare; setzt sie sich auf einen Stein oder läßt sie sich etwas in die Schürze zählen, so bekommt es den Stein; will sie ihr Kind vor Unglück bewahren, so darf sie nicht an einer Tischecke sitzen. Der kraftvolle lebensbejahende Sinn des Volkes äußert sich an dem allgemeinen verbreiteten Glauben: wieviel Kinder ein Weib gebärt, um so viele Stufen kommt sie dem Himmel näher. Es ist ein alter Glaube, daß die Seele des Kindes schon vor seiner Geburt in der Welt, doch nicht auf der Welt war. Man sagt den Kindern in Leobschütz und Kreuzburg: damals warst Du noch nicht auf der Welt, damals bist Du noch im Teiche gewesen, oder, bist mit den Mücken herumgeflogen. Auch bringt die Hebamme die Kinder; das Kind trägt ihr in Katscher ein Brotel, um ein Brüderlein oder Schwesterlein zu bekommen. Noch ist die altdeutsche Sitte im Schlesiervolke lebendig, das neugeborene Kind auf die bloße Erde zu legen. Unsere heidnischen Vorfahren taten es, damit der Vater das Kind aufhebe und damit als sein Kind anerkenne; jetzt geschieht es, damit es stark werde. Derselbe Brauch wird in Namslau auch noch nach der Taufe geübt. Der Täufling wird unter den Tisch auf die bloße Erde gelegt, von wo ihn der Vater schnell holen und ins Bettchen zu bringen hat, damit das Kind arbeitsam, folgsam und flug werde; auch in Oppeln übt man diesen Brauch aus gleichem Grunde. Wenn ein Kind nach der Geburt nicht sofort schreit, so wird es in Beuthen O.-S. dreimal auf das Gefäß geschlagen, „weil Christus für das Kind gestorben ist“. Wer bei der Geburt zusammengewachsene Augenbrauen hat, hat nach Leobschützer Volksglauben

einen „bösen“ Blick. Ein kleines Kind darf nie ohne Aufsicht gelassen werden; man glaubt in Neustadt O.S., daß es sonst von einer langen weiblichen Gestalt, oder einem Geiste erschreckt werde. Vor dem Austausch gegen einen Wechselbalg oder vor dem Alp, der gern an der Brust der Kinder saugt, schützt in Kreuzburg am besten des Vaters Mütze, die man ins Bett legt. Gar mancherlei Bräuche werden bei der Wahl der Paten und bei der Taufe beobachtet. Wenn schon ein paar Kinder gestorben sind, so bittet man in Oppeln wohl die „Spittelleute“ zu Paten. Der Patenbrief, den die Paten dem Kinde geben, darf in Katscher nicht zugesiegelt, sondern nur zugebunden werden, doch ohne einen Knoten zu machen, sonst bleibt das Kind stumm. Nach ober-schlesischem Volksglauben bleiben die Kinder arm, die nach der Taufe kein Patengeschenk bekommen. Wenn die Paten mit dem Kinde nach der Taufe in das Kindelhaus zurückkehren, so sagen sie in Schönau bei Leobschütz: einen Heiden haben wir weggetragen, einen Christen bringen wir wieder; geschieht das nicht, so wird der Täufling ein Alp. Zahlreich sind überall in Schlesien die Regeln, welche die Wöchnerinnen zu beobachten haben. In Gleiwitz darf sie nicht in den Spiegel sehen, sonst sieht sie unheimliche Gestalten; sie darf sich auch nicht kämmen, weil sonst der Teufel Gewalt über sie gewinnt; sie darf nicht auskehren, sonst kehrt sie dem Kinde die Ruhe aus. (Kreuzburg.) Während der sechs Wochen soll man kein Feuer, weder lebendiges, noch einen glühenden Bolzen, oder ein Streichholz aus dem Hause geben, es bringt Unheil. Nicht einmal eine Cigarre soll sich der Mann anzünden und damit das Haus verlassen. Man darf ein Kind wegen seines guten und gesunden Aussehens nicht loben, weil man es dadurch beruft, beschreit; geschieht es dennoch, so spuckt man dreimal aus, oder setzt hinzu: Gott behüte Dich! oder: Unberufen, auch: Unberufen und unbezupft, oder: Gestern auch so! Beredetes Essen gedeiht den Kindern nicht. (Katscher.) Um ein Kind vor der Abzehrung oder der fallenden Sucht, Epilepsie, zu schützen, hängt man ihm Amulette um oder bindet ihm in Kreuzburg ein Bändchen um das linke Handgelenk oder um einen Arm. Wenn man ein Kind „Kröte“ schilt, wächst es drei Tage nicht. (Kreuzburg.) Wenn ein Kind krank ist, so wird in Bernstadt und Rosenberg ein Abdruck von ihm aus Brotteig gemacht und in den Backofen geschoben, dann wird es gesund, ein weitverbreiteter Glaube, den schon Burghard von Norms (starb 1024) erwähnt. Ist dennoch keine Aussicht auf Besserung, so geht die Mutter in der Grafschaft, in Rosenberg und Kreuzburg nachts, wenn die Uhr zwölf schlägt, auf den Kirchhof, nimmt drei Hand voll Gras und betet ein Vaterunser für die armen Seelen. Das Gras wird gekocht und das Kind in dem Wasser gebadet. In drei Tagen ändert sich's: das Kind stirbt,

oder es wird gesund. Zahlreiche Gebräuche gibt es auch, die das Entwöhnen und Zahnen, und das Sprechenlernen erleichtern sollen, oder die bei der Erziehung am Jahrestag, der Geburtstagsfeier, oder dem Namenstag, dem ersten Schulgang, der ersten heiligen Kommunion oder der Konfirmation beobachtet werden müssen. Selbstverständlich untranken sie ganz besonders die Liebe und Ehe. In hohem Ansehen steht bei dem Volke die Keuschheit, nach altem Volksglauben in Neustadt O.-S. beugt sich vor einer reinen Braut der Kirchturm. Sorgfältig werden die Zeiten ausgewählt, in denen gefreit wird. Wer in der „Kreuzwoche“, (in der Zeit vom 3. bis 10. Mai nach dem feste Kreuzerfindung) heiratet, trägt, nach dem Glauben im Rybniker und Ratiborer Kreis zeitlebens ein schweres Kreuz mit sich herum. Im polnischen Oberschlesien reitet kurz vor der Hochzeit der Hochzeitsritter (im Gebirge: Hurloader) „jürend“ vor das Haus der Einzuladenden. Er ist mit endlosen Handtücherschärpen und großen Sträußen von Rauschgold am hohen Hute und Sonntagsrock geschmückt und trägt eine behänderte Gerte. Ohne den Sattel zu verlassen, richtet er seine Einladungsrede an den Hauswirt, der sie mit entblößtem Haupte anhört. Um Beuthen O.-S. werden sie von Musik begleitet. In Schomberg sprechen sie zuletzt bei den Brautjungfern vor, wo sie mit Wein und Obst bewirtet werden und oft mit Tanz und Trinkgelage die ganze Nacht zubringen. Noch vor der Hochzeit fährt in polnischen Gegenden die Braut selbst die Betten in das Haus des Bräutigams. Sie thront hochoben auf dem Fuder neben einer bunten verzierten Wiege. Besen, Brot und Salz dürfen nicht fehlen, sonst gelangt das Ehepaar nicht zu Wohlstand. In Katscher und Beuthen O.-S. findet die Braut vor dem Haus des Bräutigams die Tür verschlossen und wird erst nach langen Verhandlungen, Bitten, großem Lärm, ja oft ergötzlichen Prügelscenen eingelassen. Am Katscher nennt man dies: „Nach dem Daß fragen“. Den Abschluß macht das Fudereffen; den Hochzeitskuchen darf in Kreuzburg die Braut nicht selbst backen, sonst leidet sie in der Ehe Not. Lustig geht es am Polterabend zu; es muß tüchtig poltern und viel Scherben geben, um so besser wird es dem Paare in der Ehe ergehen, denn Scherben bringen Glück. Im polnischen Oberschlesien (besonders um Pleß) setzt man den ledigen Freundinnen der Braut zum Kaffee einen Sträuselskuchen vor, in den ein kleines Geldstück, der Brautgrotschen verbacken ist. Wer das Geldstück findet, verlobt sich sicher binnen Jahresfrist. Am Tage der Trauung kommen im polnischen Oberschlesien die Brautjungfern in das Haus der Braut und werden mit Brot, Butter, Kuchen und Branntwein bewirtet. Die Braut verkriecht sich mit den Brautjungfern und den Weibern in die Kammer oder den Kuhstall; sobald der Bräutigam mit seinem Starosta oder Druschba anwesend ist, läßt er durch den Starosten die Braut holen;

dieser bringt ihm aber, statt der Braut, ein altes häßliches Weib mit einem Rocken. Der Bräutigam macht einen kurzen Tanz mit ihr, erklärt aber dann, sie sei nicht die Rechte. Das alte Weib klirrt mit Scherben und sucht den Bräutigam zu überreden, daß dieses eitel Gold und sie sehr reich sei. Allein der Bräutigam besteht darauf, ihm eine andere vorzuführen, worauf eine Brautjungfer hervorgezogen wird, die er aber auch verwirft. Dies Spiel wiederholt sich, bis der Bräutigam der Braut Geld schickt und um die rechte Braut bitten läßt. Als Gegengeschenk erfolgt ein Kranz und ein Tüchel. Nun wird endlich die Braut heulend aus der Kammer gezogen und mit nassen Augen dem Bräutigam zugeführt; die Verlobten empfangen von ihren Eltern den Segen, drehen sich dreimal in der Stube herum und machen sich dann auf den Weg zur Kirche auf. Auch in deutschen Gegenden haben sich ähnliche Gebräuche erhalten, so im Leobschützer Kreise in Pauerwitz und Sabschütz. In Katscher und Sabschütz wird dem Bräutigam anstatt der Braut eine tief verschleierte Person, die „Spille-Gritte“, von dem Brautdiener zugeführt. Wenn der Betrogene unter dem Gelächter der Gäste den Betrug merkt, muß er sich mit einem Geldgeschenk von der listigen Spille-Gritte loskaufen. Auf dem Wege zur Kirche darf in Kreuzburg und Gleiwitz die Braut nichts rotes an sich tragen, weil sonst die künftigen Kinder rothaarig würden; auch darf sie sich nicht umsehen. Das Zerreißen des Brautschleiers bedeutet Glück. Zulezt muß der Brautschleier zerrissen werden, sonst wird die Braut unglücklich. In einigen Gegenden Oberschlesiens (um Leobschütz, Rybnik und Ratibor) ist noch heute das Vorziehen oder Schnurziehen üblich. Junge Burschen ziehen eine Guirlande oder Schnur quer über den Weg; das Brautpaar muß sich durch ein Geldstück auslösen. Um Tost und Slawentzitz wird der Braut ein alter Latschen nachgeworfen. In Kreuzburg und Oppeln trägt die Braut Brot am Busen oder im Rocke eingenäht. In Beuthen O.S. trägt sie Salz in der Rocktasche. In der Leobschützer Gegend findet das Brautpaar nach der Rückkehr von der Trauung die Türe verschlossen; der Brautdiener muß um Einlaß bitten, oder junge Leute klettern über das Tor und erzwingen den Eingang. Eine alte Frau öffnet und überreicht den Neuvermählten eine Schnitte Brot. In Kreuzburg muß das Ehepaar dieses Brot für ewig aufheben, dann leidet es keine Not. Scherzhafter Weise erzählt man noch heute, es sei früher Brauch gewesen, daß der Bräutigam nach der Trauung der Braut zuerst einen Backenstreich, dann einen Kuß gegeben mit den Worten: „So schmeckt's, wenn ich böse, und so, wenn ich gut bin“. Das Hochzeitessen wird im polnischen Schlesien nie von einer bezahlten Köchin, sondern von Frauen aus der Verwandtschaft bereitet. Verwandte Jünglinge bedienen bei Tisch. An

die Kinder, die sich vor dem Hochzeitshause ansammeln und wie beim Taufessen am Fenster aufteilen, auflugen oder luren, und an alte Leute wird ausgeteilt; sie erhalten Kuchenstückchen und Hirseschnitten. In Mocker bei Neustadt O.S. bewirft man beim Mahle das Brautpaar mit Erbsen oder Graupen, damit es glücklich und fruchtbar sei. Öfter wird beim Mahle gesammelt: Der Brautdiener trägt eine Waschküßel mit Wasser und an einem Stöcke ein Handtuch zum Abtrocknen; die Köchin klagt, daß sie ins Feuer gefallen sei und sich die Hand verbrannt habe, oder bringt einen Teller mit Salz; die Aufwaschfrau hat angeblich mehrere Teller zerschlagen und bittet, „daß se und se gän 'o woas dodruf zu Hilfe!“ sie nähme alles, bloß keine Dukaten und keine Hosenkнопfe. Nach dem Hochzeitmahle sucht sie im polnischen Oberschlesien geschwind einen Besen und kehrt die Knochen aus der Stube. Vergiftet sie es, so tut es der Brautdiener und sie muß ein Strafgeld zahlen. Größere Hochzeiten dauern mindestens zwei Tage. Feierlich ist im polnischen Oberschlesien das Einhauben der Braut am zweiten Hochzeitstage um Mitternacht. In manchen Gegenden, so in Schomberg bei Beuthen O.S., bleibt die junge Frau noch acht bis vierzehn Tage im elterlichen Hause, um, wie es heißt, noch vieles für die Wirtschaft und den eigenen Haushalt zu lernen. Beim Eintreten in das neue Heim überreicht die Schwiegermutter der jungen Frau das Brautbrot. Es wird aufbewahrt; so lange es nicht schimmelt, bleibt die Braut gesund. Um Leobschütz und Neiße spricht die Schwiegermutter beim Überreichen des Brotes: „Schneit Dir meine Tochter Brot, damit Du bei meinem Sohne leidest keine Not.“ In Roßberg bei Beuthen O.S. muß die junge Frau zum ersten Mittagessen Reis kochen; wie der Reis quillt, so wird der Wohlstand dem Hause sich mehren.

Der Tod wird in polnischen Gegenden als ein weibliches, schlankes, mit einem weißen Gewande umhülltes Wesen mit grünen Augen geschildert. Der Todesanzeichen gibt es gar mancherlei. Wenn ein Kastanien- oder ein Akazienbaum zur Herbstzeit blüht, so deutet man dies in Leobschütz als Todesanzeichen; ebenso, wenn sich eine Nachtmotte auf Jemanden setzt, oder wenn das Klageweibl Klinzelweibl in einem Winkel des Hauses oder vor den fenstern ein gewisses Weinen oder Wimmern hören läßt. Nach Oppelner Volksglauben stirbt bald wieder Jemand, wenn der Leichenwagen nach der Beerdigung nicht einmal umkehrt. Auch wird der Tod herbeigerufen durch eigene Schuld. Bei Katscher und Leobschütz glaubt man, wer einen Meineid schwört, wird von Gott innerhalb eines Jahres mit dem Tode bestraft. Um einem schwer Sterbenden den Tod zu erleichtern, legt man ihn im polnischen Oberschlesien auf die blanke Erde. Nach dem Tode öffnet man in Leobschütz fenster und Türen, stürzt alle Stühle um, verhängt Bilder

und Spiegel und hält die Uhr an, damit die Seele ungehindert entweiche und sich nirgend verhalte. Wenn die Stühle nicht umgekehrt werden, bekommt, wer sich zuerst darauf setzt, Kreuzschmerzen (Gleiwitz). Um Rybnik und Ratibor sagt man den Tod des Herren dem Vieh, den Bienen, den Tauben und den Hunden an; im polnischen Oberschlesien wird er den Pferden und Kühen ins Ohr geraunt. Als Rest der altgermanischen Totenwacht hat sich die Sitte erhalten, bei der Leiche fortwährend ein Licht brennen zu lassen. In Oberschlesien wachen auch heute noch hie und da gedungene Leute bei der Leiche. Nach altem Volksglauben in Mocker stirbt dem Toten bald nach, wer auf den Toten Tränen fallen läßt. Wenn die Leiche beim Ankleiden sehr starr und steif ist, braucht man sie nur dreimal beim Vornamen zu rufen, so geben die Glieder nach (Leobschütz, Neustadt O.S., Kreuzburg). Es ist eine in ganz Oberschlesien verbreitete Sitte, die Leiche, die man sich ansieht, am Arm, an der Hand oder an der Zehe anzufassen, damit der Tote einem nicht erscheine. Ein Kind legt man mit seinem Taufkleidchen in den Sarg; damit es beim Eintritt ins Himmelreich nicht über die Treppenstufen stolpere, schneidet man das Kleid unten ab. Die Mutter eines verstorbenen Kindes ißt in Oberschlesien vor Johannis keine Erdbeeren, damit das Kind im Himmel mit der Mutter Gottes oder dem heiligen Johannes in die Erdbeeren gehen kann. In Roßberg bei Beuthen O.S. darf sie keine Kirschen essen; denn wenn am Johannistage der Täufer unter die Kinder im Himmel Kirschen verteilt, werden jene ausgeschlossen mit den Worten: „Deine Kirschen hat schon Deine Mutter gegessen“. In demselben Orte legt man einem Kinde geweihtes Brot auf eine, drei Pfennige, die ihm von den Paten eingebunden worden sind, auf die andere Seite im Sarge; mit dem Brote wirft das Kind auf drei Juden, die ihm auf dem Wege zum Himmel auflauern, das Geld aber braucht es als Fährlohn über das große Wasser, das es an der Himmelsgrenze passieren muß. Bei dem Begräbnis junger Leute schreiten zu beiden Seiten des Sarges mit Kränzen geschmückte junge Mädchen, die Trauer- oder Heiljungfern, und tragen eine Guirlande. Der Sarg wird auf der Straße dreimal niedergesetzt und das Volk kniet zum Gebet nieder; der Knecht läßt, ehe er abfährt, die Pferde erst dreimal anrücken; in Kreuzburg darf sich der Kutscher des Leichenswagens nicht umsehen. Früher wurde das Grab überall in Oberschlesien von den Anverwandten gegraben; die Trauernden müssen das Grab dicht umstellen und dürfen keine Lücke lassen, sonst stirbt in kurzer Zeit jemand nach. Der Leichenschmaus am Beerdigungstage unverheirateter Personen heißt auch himmlische Hochzeit und wird festlich begangen. Aus dem Nachlasse eines Jünglings oder einer Jungfrau macht man der Kirche ein Brautgeschenk.

Die Seelen so mancher Menschen haben selbst nach dem Tode keine Ruhe. Wer sich nachbarlichen Grund und Boden unrechtmäßiger Weise angeeignet hat, muß zur Buße nach dem Tode als Feuermann umgehen. Um Katscher gehen sie mit einer „brienigen Maßrutte“ auf dem Acker hin und her und werfen bisweilen die „rutt ai-de hêen (Höhe), daß stroala rümflin“. Eine unheimliche Erscheinung ist der Vampyr. Dieser „Nachzehrer“ heißt im polnischen Oberschlesien z. B. Beuthen: Seiga (Scheiga). Kinder, die auf dem Rücken ein großes Mal haben, das wie eine Schere aussieht, werden Seigas. Neben diesem Vampyrglauben ist, besonders im polnischen Oberschlesien, heute noch der Glaube verbreitet, daß Menschen, die mit einer doppelten Reihe von Zähnen oder überhaupt mit Zähnen geboren werden, zwei Seelen haben. Wenn ein solcher Mensch stirbt, so bleibt eine Seele in seiner Leiche. Diese kommt um Mitternacht aus dem Grabe heraus, besteigt den Kirchturm, und so weit ihr Blick reicht, sterben die Menschen, die in dem Alter stehen, das die Leiche erreicht hat. Man kann dies Sterben verhüten, wenn man die Leiche mit dem Rücken nach oben in den Sarg legt. Drechsler teilt eine interessante Notiz aus dem Breslauer Generalanzeiger vom 1. Dezember 1899 mit, die diesen Aberglauben für Namslau heute noch nachweist. Auch der Gespensterglaube ist noch heute in Oberschlesien weit verbreitet. In Katscher hockt der „Breithut“, unter dem sich Wodan verbirgt, den Menschen auf, oder es erscheint in Jülz, Kreis Neustadt O.-S., in Bielau und in Eilau bei Neisse ein Mann ohne Kopf, im Leobschützer, Beuthener (Rößberg), Militisch-Trachenberger Kreise u. a. m. ein kopfloser Reiter auf kopflosem Pferde bei einem Kreuze. Bei Rösling unweit Katscher, zwischen Paruschowitz und Rybnik von „glühnigen“ Hunden begleitet.

Alle diese alten Sitten und Bräuche lassen uns tief hineinschauen in das innerste Empfinden des schlesischen Volkes. Wer sich noch einen Blick zu bewahren gewußt hat für die ursprüngliche Echtheit und Reinheit des naiven Gefühls, wird in Drechslers Werk köstlichen Äußerungen solchen Empfindungslebens begegnen; denn in seinen Sitten und Bräuchen und in seinem Glauben hört man das Herz des Volkes schlagen. Wohl ist manches derb und deutsch, feinen Ohren differenzierter Kulturmenschen oft genug vielleicht zu derb und deutsch — aber immer ist es gesund und sittlich und voll kräftigster, fröhlichster Lebensbejahung. Wohl ist manches finsterner Aberglaube, aus einer Zeit stammend, in der der Mensch noch nicht zum Herrscher über die Natur geworden war, seine Augen noch nicht so tief geblickt hatten in ihre Geheimnisse — aber wir sehen in solchen Sitten und Bräuchen die erste Umwandlung des Gefühles eigener Hilflosigkeit den Mächten des Kosmos gegenüber in innigen Glauben und starkes Vertrauen.

auf den helfenden Gott, die erste Verfeinerung und Bereicherung des Empfindungslebens. Gar oft hat die Gebildetenliteratur sich Schätze gesammelt aus den Sagen, Märchen und Liedern des Volkes; auch aus Sitte, Brauch und Volksglauben kann die Kunstdichtung mancherlei Anregung und Förderung gewinnen. In dem Drechslerschen Buche können die schlesischen Dichter alle intimsten Volksempfindungen beobachten und ihr Anschauungsmaterial bereichern; aus ihm können sie frische und gesunde Kräfte saugen, die ihre Seelen stark und ihre Augen hell und heiter machen.

Die junge Frau.

Von

Philo vom Walde.

Mit flirrendem Schall schlug sie die Thür des Speisezimmers hinter sich zu. Ihre Pulse pochten und jagten, ihre Wangen glühten, ihre Augen sahen helllichtig durch das Dunkel vergangener Tage. Das also war die Seelenharmonie zweier Liebenden? Im Vorzimmer riß sie den langen Umhang vom Haken, warf sich ein wollenes Schlingtuch um den Kopf und stürmte hinaus in die monddurchglänzte Maiennacht. Gespenstische Ziehwolken warfen von Zeit zu Zeit schleichende Schatten auf die duftigen Büsche, in deren heimlichem Dunkel noch hie und da eine Nachtigall jauchzte und schluchzte.

Wie anders voriges Jahr! Da war sie noch die Königin! Um jedes sanfte und süße Lächeln, um jedes liebetrante Wort, um jeden Händedruck und Kuß hatte er bitten und flehen müssen wie ein armer Sünder vor der Madonna. Sie war eine jener spröden und stolzen Naturen, die nur schwer zu erreichen und zu erringen sind, so sehr es auch in ihrem Innern wogt und wallt und glüht. Sie fühlte instinktiv, daß des Weibes Macht gebrochen ist, sobald es sich ganz hingibt. Lange genug hatte sie geögert, gerungen und gekämpft, ehe sie ihm Einblick in ihr Herz gewährte. Aber das ist ja die Tragik alles Irdischen: nichts, nichts läßt sich aufhalten. Was kommen muß, kommt. Wir laufen unserm Schicksal von selbst in die Arme, die uns dann wollüstig umschlingend erwürgen.

Nun war sie doch die Seine geworden. Die Seine! Sein Eigentum, eine Sache . . . Der Schleier lag zerrissen am Boden. Du schöner Traum von Liebe und Glück! Haha — Fata morgana. Sie fröstelte. Es schauderte sie bis ins Innerste ihrer einsamen Seele. Wie ein geisterhafter Schemen huschte sie an den jungen Liebespaaren am nahen Stadtpark vorbei. Sie alle trugen noch die Binde des süßen Wahns um ihre Augen, daß sie nicht sahen, wie ihr eigenes Schicksal an ihnen vorüberging — ein Bild des Kommenden, Unvermeidlichen.

Der Atem stockte ihr, die Kniee wankten, sie hätte zusammenbrechen mögen vor Hast und Aufregung. Aber nein, nein. Nur nicht stehen bleiben, nicht rasten, nicht nachdenken, überlegen; das hieße womöglich gar umkehren. Fort, fort, in fliegender Eile; immer rascher, rascher! Dort, dort — die Signal-Laternen sind schon gezogen. Kein Verweilen, kein Verzeihen! Wie ein Despot hatte er vor ihr gestanden in kalter Herzlosigkeit, mit dem herrischen Siegerblick des Tyrannen. „Geh!“ hatte er sie angeschrien, als sie im Gefühl unerträglicher Erniedrigung endlich neben ihm am Tische aufsprang und in aufschäumender Raserei nach der Tür eilte. „Geh, wohin Du willst, und tu, was Dir beliebt; ich werde Dich nicht aufhalten!“ Haha! So entbehrlich, so gleichgültig war sie ihm schon geworden? Auf einmal die vollste Freiheit? Und wie hatte er sie vorher geknechtet und gefoltert in Worten und Geberden! War das der zärtlich bittende Liebhaber vom vorigen Jahre? Wie eine elende Sklavin wurde sie nun mit Füßen getreten. O, sie fühlte die Wucht seiner Macht auch physisch, nicht nur im Ohnmachtsbann geistiger Unterwerfung! Wie unbedeutend war der Anlaß gewesen, der die garstige Scene herbeiführte! Hatte sie nicht in allem recht? Wußte er nicht auch, wie es mit ihr stand? Aber wo nähme ein Mann je Rücksicht auf die Seelenumwandlungen eines Weibes, die er selbst verschuldet hat?

Sie kam an die breite Brücke, die über den tiefen Fluß führt. Silberne Mondesstrahlen hüpfen und tanzen in magischem Gaukelspiel auf den ruhelosen Wasserwellen. Nein, nein — nicht da hinunter. Das wäre kleinlich, alltäglich. War sie einmal anders als andere Frauen, so wollte sie auch anders sterben. Vernichten wollte sie ihn durch die Art, wie sie von ihm ging — für immerdar.

Dort lag die Villa, in der sie mit ihm gewohnt hatte. Ein flüchtiger Seitenblick nur. Die Lampe brannte noch. Dort mochte er jetzt sitzen — ein langweiliges Buch vor sich — eine letzte Cigarette verpuffend — gähmend — um dann selbstzufrieden zu Bett zu gehen. Ah — und sie?

Nun, dort war ja schon das Birkenwäldchen, durch das sie oftmals verschlungen mit einander gewandelt. Dort lief ja der endlose Schienenstrang vorbei. Die lenzfrischen Bäume breiteten die Arme aus; die zierlichen Blättchen und Blütenkäzchen flüsteren sich wonnige Frühlingmärchen zu. Der Pfad war schmal und sandig, kein Fußtritt klang über den engsten Bannkreis hinaus. Zwei alte verkrüppelte Stämme, schwarzborstig und rissig, standen da, als wollen sie ihr trotzig den Weg vertreten. Wer seid ihr? Was könntet ihr wohl ausrichten? Der Eine, der es hätte tun müssen — er tat es nicht. „Geh, wohin Du willst — ich werde Dich nicht aufhalten!“ Diese Worte gellten ihr noch immer in den Ohren. Entsetzen

erfaßte sie. Er, mit dem sie kaum sechs Monate verheiratet war! Wie sollte das erst in sechs Jahren sein? Nein, nein, das ertrüge sie nicht. Wozu das lange Martyrium? Noch war sie frei, noch hatte sie über ihr Leben nur sich selbst Rechenschaft zu geben. Es gehörte ihr doch? Wem sonst? Den Eltern? Gottlob, die waren lange tot. Dem Staate? Haha, Staat! Was kümmert sich der Staat um ein Herz, das in stummer Seelenqual langsam verblutet? Oder gar ihm, den sie nun haßte, wie sie ihn zuvor geliebt? Ihm, der sie gehen geheißen? Er mußte es verstanden haben, was sie ihm in ihrer Verzweiflung andeutete! „Geh, geh!“ So befiehlt man einem Weibe in solchem Zustande? Nun, so wollte sie es auch ausführen.

Sie war fast atemlos und erschöpft vom raschen Dahinjagen, denn immer hatte sie gefürchtet, der Zug könnte einfahren. Zeit verloren, alles verloren! Wie erniedrigt würde sie vor ihm dastehen, wenn sie sich feig wie eine Katze in später Nacht wieder bei ihm einschliche, wenn sie womöglich an der Haustür erst wiederholt läuten und lange warten mußte. Diese Begrüßung! So voller Hohn und Überlegenheit! Dann hatte sie für immer verspielt. Nein, triumphierend wollte sie hinübergehen in die Ewigkeit und dem tyrannischen Manne zeigen, was ein freies Weib vermag!

Dort stand das Wärterhäuschen. Tritte. Das klang so rhythmisch zu ihr herüber. Eine scharf umrissene Gestalt kam die Schienen dahergetrappt: der Bahnwärter, der vom letzten Revisionsgange zurückkehrte. Den Präsentierstab und das Signalhorn um den Hals gehängt, versuchte er mit langem Schraubenzieher die locker gewordenen Schienen der Überführung anzuziehen, daß sie knirschende Töne von sich gaben. Sechs klingende Schläge der Signalglocke wurden eiligst vom flinken Nachtwinde aufgefangen und über Feld und Flur dahingetragen. Dunkles Gewölk hüllte den müden Mond ein, als sei er hinter krausem Vorhange schlafen gegangen. Nun mußte der zu erwartende Zug die letzte Station schon weit hinter sich gelassen haben. Die Telegraphendrähte surrten und summteten, als flöge alles Weh und Leid an ihnen dahin in die lichtlose Unendlichkeit. Die Schranke am Wege ging lautend nieder. Nun war alles in bester Ordnung und Sicherheit. In dieser Biegung hier drängt sich das junge Gestrüpp an den offenen Bahndamm dicht heran. Frei liegt das Gleis für Mensch und Tier, mit drei Schritten ist es erreicht.

Soll sie es wirklich ausführen? Ja. Frei ist sie, ganz frei. Morgen um diese Zeit ist ihre heroische Tat schon in aller Munde. Wer immer davon hört — er wird vom Fieber geschüttelt werden und ihren Mann, laut und leise, verurteilen. Das will sie! Dieser Pharisäer! Dann ist er erkannt!

„Was muß diese Frau nicht alles im Stillen erduldet haben! Das tut Keine ohne schwer wiegende Gründe. Dem ist ja doch nicht zu glauben! Der kann viel sagen und vorbringen. Die arme, arme Frau!“ So hört sie tausend Stimmen raunen und reden. Das gibt ihr Trost und Mut. Dort, dort steht er schon wie eine Bildsäule vorm Wärterhäuschen und harret und späht. Er wird der Erste sein, der sie findet und die Kunde weiterträgt . . .

Wie ein scheues Nachtgespenst schleicht sie sich hin zum Schienenstrang, zieht den Mantel fester, klemmt ihn zwischen die Kniee, läßt sich nieder auf den raschelnden Kies und bettet den Hals auf die harte, kalte Schiene — das Antlitz dem Kommenden entgegen. Ja, sie will dem furchtbaren, Notwendigen die Augen nicht verschließen. Die kühle Nachtluft weht fröstelnd über ihr hinweg, die Sterne am östlichen Firmamente flimmern, ein verspäteter Zugvogel flattert ängstlich rufend dem Walde zu. Ha — — ein weltfernes zitterndes Klingen an ihrem Ohr . . . Leise, leise kommt es wie verwehter Harfenklang aus Himmelsphären. Lieblich und mild flutet es hinein in die Traumländer ihrer Seele. Frohe Jugendtage steigen empor aus dem Wirrsal späterer Jahre. Vater und Mutter, Verwandte und Gespielinnen schweben zu ihr nieder und küssen ihr mitleidvoll Stirn und Haar . . . Das Klingen wächst, wächst, kommt näher, wird stärker und immer stärker. Ach, wie das rauscht und faust und wogt und brandet, als schlüge ein ganzer Strom, ein urgewaltiges Meer von wirren, wüsten Melodien an die ehernen Pforten ihres unerbittlichen Herzens. Alle Nerven ihres Leibes werden von der grausen Symphonie in Schwingungen versetzt, als müßten sie mit jähem Riß schrill zerspringen. Doch nein, sie fangen nur stärker an mitzuschwingen. Das Surren wird zum Schnurren, zum Klopfen, Poltern, Hämmern, Ratteln, Brausen, Toben, als wären alle Kräfte aus Erde, Luft und Wasser entfesselt. Ein Drehen und Kreisen der Sterne beginnt, ein rasender Wirbeltanz der Atome und Moleküle, als sei alle Zeit hinweggeweht und das große Chaos des Seins und Werdens wieder hereingebrochen . . .

Sie hebt leise den Kopf und wendet das starre Auge zur ferne . . . Da, da, — da kommt es nun — riesenhaft, gräßlich, ungeberdig. Es pfaucht und stampft und schnauft und prustet wie ein Feuerdrache, mit glühenden Glosaugen wie Tore der Hölle . . . Was schleichst Du so langsam, so entsetzlich plump und schwerfällig? So komme doch nur, komme! Du warst doch sonst so rasch, wenn es galt, Glückliche zu überraschen! O, ich zucke nicht! Ich erwarte dich! Was ist dein Anblick gegen ein Leben voll enttäuschter Liebe? Ja, ja, jetzt schläft er wohl schon und träumt von neuen Liebesheimlichkeiten — — Elender! Mein Tod soll

Dir alle Herzen verriegeln . . . Ach, das dauert eine Ewigkeit! Rascher, rascher! Der Blitz noch würde mir zu lange währen . . . Eine Minute noch, dann bist Du doch über mich hinweg, dann habe ich aufjubelnd gesiegt über dich und ihn, über die ganze Welt . . .

Mein Gott! Was ist das? Unter meinem Herzen — — Was regt sich da? Leben, Leben! Zum erstenmal fühl ich's — ich bin nicht frei!

Mit einem Ruck, als wollte sie die Welt aus den Angeln heben, bäumt sie sich empor und wirft sich kraftvoll hinüber in den weichen Heidesand unten an der Böschung des Bahndammes. Wie ein furchtbares Ungewitter rast der saufende Schnellzug an ihr vorüber, daß sie vom tosenden Lärm und Rauch taub und ohnmächtig daliegt, als sei der Weltuntergang und Gottes Strafgericht über sie hereingebrochen . . . Erst das Abläuten der Signalglocke gibt ihr die Besinnung wieder. Verwundert blickt sie um sich. Hoch über ihr scheint hell der heitere Mond, von der Vorstadt herüber flingt das Lied eines frohen Gesellen. Sie rafft sich auf von der taufeuchten Erde und lehnt sich sinnend an den alten Baum mit den eingeschnittenen beiden Namen. Welches Verklärungswunder in den blassen Rosengärten ihrer Liebe! Himmlisches Licht umflutet alles in magischem Schein. O Wonne, o Entzücken! Niedliche, neckische Elfelein tauchen auf aus irisfarbenen Wölkchen, kichern und kosen und huschen und hüpfen in buntem Gewimmel über smaragdnen Rasenteppichen, die mit rotfunkelnden Geranien umsäumt sind. Sie spielen auf zierlich goldnen Harfen liebliche, wunderfelige Sehnsuchtslieder. Leben! Leben! Nein, sie täuschte sich nicht. Die Zukunft der Menschheit pochte leise vernehmbar an die Pforte des Daseins. O Wonne, o Seligkeit! Mit Ketten der Liebe ist sie zauberisch an diese Erde gebunden. Welches Glück, eine solche Sklavin zu sein! Mag ihr das Leben nun auch das Schwerste bringen — das Wort „Mutter“ muß ja doch alles aufwiegen! Wem das je unterm Herzen in solchem Augenblicke erklungen — sie wäre imstande, das ganze Menschheitsweh siegreich zu tragen. Nun ermannt sie sich jubelnd, eilt, eilt, als flöge sie, heim, heim, wo ihr Mann weilt, dem sie in dienender Liebe ganz ergeben sein will . . .

Am Gartentürchen begegnen sie sich. Zerwühlt und verstört kommt er von seiner nächtlichen Suche. „Robert!“ — „Frieda!“

Ein Schluchzen — dann halten sie sich traumselig umschlungen. Wie ein gehektes Wild liegt sie ihm schlaff und bewußtlos im Arm. Schützend trägt er sie hinein ins trauliche Zimmer, fürsorglich sie bettend auf weichem Lager. Langsam, wie eine Mimosa, beleben und entfalten sich ihre innern Kräfte wieder. Sie atmet auf, wendet sich, hebt die zitternden

Wimpern — da fällt ihr Blick tief, tief hinein in seine angstvoll flackernden Augen. So reden sie nun eine Sprache ohne Worte, eine Sprache des Herzens, die kein Dritter verstünde. Jedes weiß, was es ums andere erduldet; keins aber will das Siegel brechen, das die Geheimnisse der bangen Stunden verschließt. Schonender Stolz gebietet ihnen Verzeihen und Schweigen.

„Nie mehr!“ So reichen sie sich dann treu vereint zum Schwur die Hände.

Wunderselige Stille waltet und webt im Zimmer. Järtlich schmiegt sich die junge, blasse Frau an ihren Liebsten und raunt ihm ein neues entzückendes Märchen ins Ohr . . .

Der Einsiedler von Ober-Glogau.

Von

Carl Klings, Schöneberg-Berlin.

I.

Der alte Gerbermeister kam ins Feuer. Er sprach nicht mehr, er brüllte. Fast ging ihm der Atem aus. Und mit donnernden Faustschlägen bearbeitete er die Tischplatte.

„Kammerhusaren, Panzerreiter, Pagen und Hofdamen, Purpur und Samt und Seide und Pantherfelle, Goldbrokat, Reihersfedern, Barette und gelbe Stiefeln, tartarische Hengste, Maultiere und, was weiß ich? Das wär kein unnützer Prunk? Zum Kuckuck mit dem ganzen Plunder! Der Teufel hol' ihn! Und den König dazu, den Hasenfuß, den edlen Johannes Kasimirus!“

Die Handwerksmeister, die andächtig um ihn herumsaßen, bekreuzten sich. Dann starrten sie stumpfsinnig nieder auf die schmutzige Tischplatte. Nur der Schneider, der kleine Bucklige ihm gegenüber, zwinkerte beifällig mit dem linken Auge. Ein anderer hüstelte gezwungen, lauter als notwendig. Auch das nahm der Gerber für Zustimmung. Und er polterte weiter.

„Das Herz dreht mir's um im Leibe, wenn ich daran denke, an das Prassen und Schlemmen droben im Schloß. Die Hunde selber überladen sich den Magen mit ausländischen Leckereien und saufen Wein bis zum Bersten. Und wir an den leeren Schüsseln, wir schmalzen mit der Zunge. Hundertmal hab ich recht: der Kasimir ist ein Verschwender! Siegt unserm guten Grafen auf dem Nacken wie ein Blutegel mit tausend Mäulern.“

„Unser guter Eusebius! — Er hält's aus.“

Leise, ganz leise flüsterte es einer. Denn der Wirt, der bisher auf der Ofenbank geschlafen, erhob sich. Mühsam, den rechten Fuß auf dem Boden nachschleifend, humpelte er heran an den Tisch. Und ohne ein Wort zu verlieren, schlug er mit seinem Handrücken den Gerber dreimal derb auf den Mund. Erst dann, als er im Kreise der Meister Platz genommen, öffnete er seine Lippen.

„Ihr schwazt Euch an den Galgen. Was geht's Euch an, was die im Schlosse lassen und tun? Denkt, was Ihr wollt: Es ist halt doch eine große Ehre für unsere Stadt, daß wir den König von Polen beherbergen.“ —

Die Meister verzogen keine Miene. Nur der Gerber rückte unruhig hin und her, bis er zu Wort kam. Dann aber fielen die Faustschläge wie Hagel.

„Eine Ehre? Raus mit dem Kasimir! Raus mit ihm aus Glogau! Nach Polen hinüber mit ihm, wo die Schweden sich einnisten. Vor denen er Reißaus genommen. Hinter der Oder drüben weit, dort ist sein Platz. Die Schweden soll er hetzen. Und nicht knierutschen in unserer Schloßkapelle und winseln zur Madonna. Ein feigling ist er, ein elender, die Madonna mag nichts wissen von ihm. Nein, der hohe Besuch ist keine Ehre. Für unsern guten Grafen nicht und für unsere Stadt nicht. Unser Unglück wird er noch. Geht er nicht bald, der Kasimir, wittern die Schweden erst den Fuchs im Loch, dann haben wir die Ehre, die große Ehre.“

Des Meisters Augen strahlten vor Grimm und Stolz. Denn die Tischgenossen rings nickten allesamt. Sie sahen gar einmal auf von der Platte, und sie hüstelten alle. Nur der Wirt schüttelte den unförmlichen Kopf und machte abwehrende Handbewegungen.

„Unnütze Sorge! Die Schweden, sie kommen nicht. Daß der Kasimir bei uns steckt, wissen sie längst. Da konnten sie hundertmal schon da sein. Aber sie denken nicht daran. Das Blatt hat sich gewendet. Sie werden geschlagen, sie müssen laufen. Der Sobieski mit den Tartaren und der Czarnitzki treiben sie vor sich hin und werfen sie ins große Meer.“

„Lügen, Lügen!“ krächte entrüstet der Gerber. „Schweinschwartendicke Lügen! Wer sagt das: die Schweden laufen? Das glaub' ein Narr! An unserer Grenze drüben dicht stehen sie, seit fünf Monaten, vor Czenstochau. Stehen sie nicht mehr dort, nein? Wozu da morgen die allgemeine Bittmesse um Befreiung des heiligen Klosters? Wozu das, wenn die Schweden ausreißen?“

Das waren Hiebe. Ganz so dachten die andern. Schadenfrohes Lächeln spielte um ihre bartlosen Lippen. Nun saß der Wirt in der Falle

und konnte nicht heraus. Es geschah ihm recht, was nahm er den Kasimir in Schutz!

Der Wirt aber ließ sich nicht aus seiner Ruhe bringen. Und ihm war auch gleich eine Antwort zur Hand.

„Das ist eben ihr letzter Punkt noch“, sprach er mit überlegener Miene. „Noch stehen sie vor Czenstochau, gewiß. Aber, wie lange noch! Tage vielleicht, Stunden, Minuten! Bald wird auch das Kloster frei sein von den Schweden.“

„Es ist frei, geliebte Brüder!“

Eine tiefe, salbungsvolle Stimme sprach es. Die Handwerksmeister blickten erstaunt auf. In der Mitte der Gaststube stand der alte Einsiedler Augustin, den sie alle kannten. Er lebte von den Brosamen, die von dem gräßlichen Tische fielen. Hinten im Schloßpark, wo des forstes Nadelbäume schon hereinbrausen, stand seine einsame Strohütte. Aber er liebte die Einsamkeit nicht. Er durchwanderte gern die Straßen der Stadt. Wo er eine Tür offen fand, trat er ein, ohne viel zu fragen, hockte sich auf einen Stein und ruhte ein Stündlein oder betete.

Heut sah er ganz seltsam aus. Sein langer weißer Bart glitzerte wie Schnee im Mondenlicht, die Augen glühten, seine Gesichtszüge schienen verjüngt.

„Es ist frei, geliebte Brüder!“ sprach er noch einmal. Es klang wie ein Jauchzen aus tiefer Brust. Und er zog ein kleines Elfenbeinkreuz aus seinem Eodenmantel und hielt es den Meistern entgegen. Die bekreuzten sich und schlugen demütig an die Brust, dann hingen sie ihre Blicke gespannt an den Eremiten. —

Der stand reglos, wie in den Boden gewachsen, und starrte zur Decke. Seine Lippen zuckten, als murmelten sie Gebete. Endlich fand er Worte:

„Geliebte Brüder!“ grüßte er zum drittenmal. „Das Kloster ist frei, der heiligen Mutter Gnadenkirche offen. Frohlocket meine Brüder! Dreimal in drei Nächten ließ mich der Geist es sehen. Tief um Mitternacht. Im fernen Forst zog laut durch Schlucht und Gründe des Heidengottes wütende Jagd. Ich lag auf meinen Knien und sprach mit Gott. Und rang mit ihm, daß er die Schwedenhunde banne von seiner Mutter Heiligtume. Daß er der Hölle Tor aufschließe wider sie, daß er Gift und Schwefel, Pest und Beulen auf sie niederspeie. Ich rang mit ihm und siegte. Denn er erhörte mich, mein Herr. Seine Gnade goß Licht in meine Seele, und meine Blindheit wurde sehend. Und ich sah im Himmel der Himmel die Mutter von Czenstochau am göttlichen Throne leuchten wie einen weißen Stern. Lächelnd neigte sich der Sohn zur Mutter und sah hinüber, wo Michael einsam stand, der Gewaltige. Sein goldenes Schwert riß der flugs aus

der Scheide und ordnete mit einem Wink seine Scharen. Und sie stoben nieder wie Schneeflocken, und trieben die Schweden dahin, wie der Herbstwind die dürrn Blätter über die fahlen Felder fegt. Und ich weinte vor Freude. Ich sah und hörte die Ferne: Lobgesänge und Jauchzen und Jubel! Die Lahmen sah ich springen, Gestorbene aufstehen, tote Augen aus dem Borne des Lichtes trinken. Jauchzet, meine Brüder! Ein herrliches Wunder ist vollbracht. Gehet hinaus und kündet es allen, die es hören wollen, was ich gesehen, erleuchtet vom Geiste. Gehet und glaubet. Noch ist der Bote nicht eingegangen in unsere Mauern, der, was geschehen, dem Könige verkündet. Aber glaubt nur. Eilt heim zu Weibern und Kindern. Die Stunde des Schlafes naht. Ich geh' an die Straßen und Tore und harre des Boten, der kommen muß. Gott segne Euch!"

Und wieder hob er sein Elfenbeinkreuz, und die Handwerksmeister schlugen dröhnend an ihre Brust. So hatte der heilige Mann nie zu ihnen gesprochen. Sie wagten es nicht, seinem Willen zu trotzen, tranken ihre Humpen leer und gingen.

Ihn aber überfiel eine plötzliche Schwäche, als er aufgehört zu reden. Er taumelte. Zwar erreichte er noch die Wandbank am Eckisch, doch er vermochte sich nicht darauf zu halten. Er glitt nieder auf den Boden, unter den Tisch, daß nichts von ihm zu sehen war. Mocht' er sich dort ausschlafen. Der Wirt kümmerte sich nicht um ihn.

Es blieb ihm auch keine Zeit dazu. Denn zwei neue Gäste traten ein, zwei verummte Männer, die am Tisch Platz nahmen, den die Handwerksmeister soeben verlassen hatten. Nach ihren Bewegungen, urteilte der Wirt, gehörten sie zu dem vornehmen Gefolge des Königs. Ihre Gesichter ließen sie leider nicht sehen, sie drückten sie tief in den Mantelkragen. Lebhaft und viel sprachen sie, aber er konnte kein Wort davon verstehen. Das ärgerte ihn. Solche Laute hatte er nie gehört.

Um so vertrauter schlugen sie dem Einsiedler ans Ohr, dessen Bewußtsein inzwischen zurückgekehrt war. Aber er fand sich nicht gleich zurecht, er meinte zu träumen. Denn die fremden Laute, die er da vernahm, versetzten ihn in ein Kloster fern im Süden, wo er den Studien obgelegen vor vielen, vielen Jahren. Eingekerkert in eine dumpfe, dunkle Zelle, atmete er Klosterluft. Draußen unterhielten sich schon die gelehrten Magister. Und er schlief noch. O weh!

Da lief ein keckes Graumäuslein ihm übers Gesicht. Ein hungriger Kater sprang hinterdrein und schlug seine Krallen in die Nase des heiligen Mannes. Das löste seine letzten Zweifel. Nein, er träumte nicht. Schenkendunst umnebelte ihn. Am Tische nebenan, umzuckt von mattem Licht, flüsterten miteinander zwei fremde Männer.

Leise schob der Eremit den Kopf ein wenig vor und lauschte hinüber. Kein Wort entging ihm. Und das Blut erstarrte ihm in den Adern, als ihm klar ward, um was es sich handelte.

„Noch eine Woche gebt mir Frist, dann sollt Ihr ihn haben!“ sagte der eine.

„Eine Woche, wer weiß? Die schwedischen Heere sind auf dem Rückzuge. Wenn der König Glogau verläßt, in Polen bekommen wir ihn nie!“ erwiderte der andere.

„Hört! Eine kleine Haß im Forst steht in Aussicht für die nächsten Tage. Dabei wird sich's machen lassen. Ich treibe, und Kasimir geht in die Falle. Sagt das dem Hauptmann!“

„Dem Schweden wird das leider nicht genügen. Er wünscht bestimmte Antwort.“

Ärgerlich entgegnete der andere: „Aber heut kann ich sie noch nicht geben. Der Tag ist noch nicht bestimmt.“

„Wie wär's“, fragte der erste darauf, „Herr Kämmerer, wenn Ihr einmal selber mit dem Hauptmann unterhandeln wolltet? Heut freilich ist's zu spät. Aber morgen könnt' er da sein.“

„Meinethalben. Vielleicht weiß ich morgen die Antwort, die ihn befriedigt“, entgegnete der Kämmerer.

„Wo, wann?“

Überall, nur nicht in diesem Schmutzeste, wo einem die Beine ankleben an die Bank. Draußen?“

„Was meint Ihr? Hinten im Park an der Steincisterne, nah' am Forst. Ein sicherer Ort, und dem Hauptmann am bequemsten erreichbar!“

Der Kämmerer nickte.

„Wann?“

„Um Mitternacht.“

Die beiden Männer schüttelten sich die Hand und gingen. —

Eine Weile noch lag der Einsiedler wie gelähmt. Dann sprang er auf und stürzte hinaus. Schrecklich, was er da vernommen! Schrecklich, schrecklich! Der Sicherheit des Königs drohte Gefahr. Den Schweden sollte er ausgeliefert werden. Vom eigenen Kämmerer durch List und Verrat, dem magern, natternäugigen Italiener. Dem sah das ähnlich. Abscheulich. Aber der tückische Plan mußte nun vereitelt werden. Von ihm, den Gott dazu berief, von Augustin, dem einzigen, der um den Handel wußte. Der Finger Gottes hatte ihn in die Schenke geführt, daß er die Bösewichte belauschte. Daß er lausche und handle, des Königs Retter werde. Augustin, Retter des Königs! Der Gedanke berauschte ihn.

Sollte er hinaufsteigen, wie er ging und stand, hinauf ins Schloß und dem Grafen Eusebius den höllischen Anschlag verraten? Aber schnell

stiegen Bedenken dagegen in ihm auf. Es war schon tief in der Nacht. Der Italiener stand hoch in der Gunst seines Herrn. Es würde schwer werden, den König zu überzeugen von der Niedertracht des Kämmerers. Und er hatte keine Beweise gegen den Falschen in Händen, nur Worte. Würde man ihm glauben, oder ihn als närrischen Phantasten verspotten, wie es schon manchmal geschehen. Es gab böse Zungen auf dem Schlosse.

Und Augustin schritt sinnend dahin, ohne viel des Weges zu achten. Plötzlich vernahm er Menschenstimmen. Er blickte auf und sah vor einer Haustür im Mondlicht eine Gruppe von Männern. Einer sprach, die andern hörten zu. Die Stimme schien dem Einsiedler bekannt. Er näherte sich und siehe, es waren die Handwerksmeister aus der Schenke, die den Worten des Gerbers lauschten.

Ein jäher Gedanke erleuchtete den Kopf des Einsiedlers. Und er trat in ihren Kreis.

„Ein Wort im Vorbeigehen, ehrwürdige Meisters! Ich weiß, was Ihr da redet untereinander, weshalb Ihr nicht dürstet nach Schlaf und Ruhe. Schlecht schläft es sich, wenn der Magen schreit. Meisters, ich weiß, wie lange Ihr Eure Erbsen eßt ohne Speck. Der Mond scheint Euch durch die hohlen Wangen. Tretet herüber zu mir in den Schatten, und neigt Eure Köpfe. Ich will Euch Speck geben, Speck und Fett und Schinken, wenn Ihr mir helfen wollt. Kommt zu mir morgen, bewehrt mit Prügeln und Stricken! Ein Stündlein vor Mitternacht und holt Euch, was ich verspreche. Denn allnacht zu dieser Stunde faust und braust und rauscht es durch die Bäume des Forstes; — schnaubend und grunzend dringt's in den Park und wühlt und stampft den Boden. Zwei gewaltige Wildschweine, groß wie jährige Kalben, schaben dann an meinen Türpfosten sich den borstigen Wanst. Dem Grafen klagt ich heut morgen meine Not, und er gab ihr Leben lachend in meine Hand. So sind sie mein eigen. Ich aber bin, Ihr wißt es, ein heiliger Mann, der keiner fliege den Kopf zerdrückt, wie soll' ich die Sauen erlegen! Kommt zu mir, Meisters, alle, die Ihr hier steht vor mir. Acht Köpfe zähl ich, und fehle mir keiner! Ein saftiges Sauviertel verehr' ich jedem. Ein Stündlein vor Mitternacht also. Ich erwarte Euch an der Cisterne hinten im Park. Vergeßt nicht die Stecken und Prügel! Und schweiget davon gegen alle und haltet Euer Wort. Versprecht mir's in die Hand.“

Die Meister taten es lächelnd, und nachdem der Einsiedler das Kreuz hervorgezogen, zerstreuten sie sich schweigend nach allen Seiten.

„Ich gehe an die Straßen und Tore und harre des Reiters, der kommen muß mit der Freudenbotschaft!“ rief er ihnen nach. Er ging und war sehr zufrieden mit seinem Plane. So mußten sie beide gefangen werden,

der Italiener, der Verräter und der schwedische Hauptmann. Das waren dann Beweise.

Er eilte durch die Straßen, wandte sich aber bald dem gräßlichen Schlosse zu. Dort konnte der Reiter ihm nicht entgehen. Der achteckige Turm über der Einfahrt in den Schloßhof schimmerte mit seinen grünen Ziegeln ihm entgegen wie eine Märchenburg. Der schritt er zu, und am Portale setzte er sich nieder auf einen Stein, hüllte sich tief in den Mantel und schlief ein vor Mattigkeit.

Während der Einsiedler immer tiefer in bunte Träume sank, wandelte im Park hinterm Schloß der Kämmerer sinnend auf und nieder. Blaues Mondlicht floß aus den lauschenden Wipfeln in den Sand, der leise knirschte unter seinen Tritten.

Die kühle Nachtlust tat dem Italiener wohl. Seine Stirn war heiß, sein Herz erregt von der Nähe der Stunde, die, lange herbeigesehnt, endlich vor der Thür stand. Seit Jahren hatte er geträumt von der Rückkehr in seine blaue, sonnige Heimat. Aber nur als Mann mit vollen Taschen wollte er gehen, nicht wie er gekommen, als Ritter von der Hand in den Mund. Nun waren sie gefüllt — aus der königlichen Kasse, die er verwaltete. Was tat es, wenn er deren Goldstrom zuweilen in seine Kammern geleitet hatte! Warum ließen die dummen Barbaren sich betrügen! Er überschlug in Gedanken die Summe, die seine unermüdliche Eist und Gier nach und nach zusammengetragen hatte, und lächelte zufrieden. Dazu kam noch von den Schweden das Handgeld für die Auslieferung des Königs. Eine sorgenlose Zukunft leuchtete ihm entgegen. Zwei, drei Tage noch im dumpfen Joch der Pflicht, dann — flucht, Freiheit, Heimat! O, es mußte ja alles gelingen, der Plan war so trefflich ausgedacht, — nur der Tag fehlte noch. Er hätte aufjauchzen mögen.

Sein Blick fiel auf das Fenster im Erdgeschoß des Schlosses, dem er gegenüberstand, und ein Schatten glitt über seine Stirn. Dort hinter den weißen Vorhängen schlief sie, die süße Margaud de Riquière, der Königin Kammerfräulein. Sollte er sie mitnehmen? Sie sehnte sich nach Freiheit und Heimat wie er, die arme Französin, gewiß! Aber damals, als sie die gemeinsame flucht vom Hofe verabredet hatten, war sie jung und schön gewesen. Heut stand sie im Verblühen, sie reizte die Sinne nicht mehr. Und sie liebte ihn auch längst nicht mehr, sie heuchelte. Ihr Herz glühte für einen jungen Pagen, der erst kurze Zeit in des Königs Diensten stand. Der Kämmerer konnte sich auf sein Auge verlassen, das sah tief und sicher in solchen Dingen. Vielleicht dachte sie gar nicht mehr an die flucht, vielleicht würde sie sich derselben widersetzen! Um so besser. Dann wurde er sie los auf leichte, bequeme Weise. Aber sie hatte Schätze gesammelt in

den vergangenen Jahren, genau wie er, Schätze für die Flucht und die Zukunft. Kleinodien, Ketten, Ringe und allerlei Schmuck aus den Truhen der Königin hatte sie zur Seite gebracht. Er hatte sie dazu veranlaßt, die Kostbarkeiten gehörten eigentlich ihm. Darum mußte er sie zu erlangen suchen. Was nützten sie ihr, wenn sie etwa bleiben wollte — bei ihrem flaumhaarigen Pagen! Zeigte sie sich aber trotzdem geneigt zur Flucht, — nun, so kam sie eben mit. Freilich so weit nur, bis die Kleinode ihr abgeschwindelt waren. Dann mochte sie sehen, wo sie blieb. Wie gewonnen, so zerronnen. Jedenfalls aber mußte er noch heut wissen, wie sie sich entschließen würde.

Leise stieg er die Marmorstufen empor, schritt auf den Zehen durch die Säulenhalle und schwang sich am Fenster empor. Dreimal, viermal klopfte er vorsichtig an die Scheiben. Endlich ging der Vorhang zur Seite. Ein schwarzlockiger Frauenkopf neigte sich herab.

„Gennario, Ihr seid es?“ fragte das Kammerfräulein.

Dem Italiener entging die Enttäuschung nicht, die in ihrer Stimme zitterte. Sie hatte also einen anderen erwartet. Den buntscheckigen Papagei, den Pagen Serapion? Aber er tat, als hätt' er nichts gemerkt.

„Verzeiht, süße Margaud, ich habe dringend mit Euch zu sprechen!“ flüsterte er.

Das Mondlicht fiel der Französin hell ins Antlitz, daß ihm keine Bewegung in ihren Mienen entgehen konnte. Ihr Auge leuchtete auf in fragender Neugier.

„Margaud, was wir jahrelang vorbereitet, soll Tat werden — endlich. Seid Ihr bereit — — zur Flucht?“

Sie zuckte zusammen. Ihre Wangen entfärbten sich. Das war Antwort genug.

„Herr Kammerer, so plötzlich, so — — wie denn, so auf einmal?“

„Dazu ist jetzt nicht Zeit, schöne Herrin. Vertraut mir nur! Morgen, übermorgen, — jeden Tag kann die Stunde schlagen. Richtet Euch darauf ein!“

Sie starrte ihn an wie betäubt. Das ermutigte ihn, vielleicht ließ sie sich überlisten. Schnell sagte er mit harmloser Miene:

„Margaud, — wieviel habt Ihr, — wollt Ihr mir nicht, was Eure Klugheit für die Reise, — unsere Zukunft aufgespeichert, — wollt Ihr mir es nicht übergeben? Es wäre sicherer in meiner Hand — —“

„Herr Kammerer, was wagt Ihr?“ antwortete sie gereizt.

Der warf ihr lächelnd eine Kußhand zu.

„Erholt Euch von der Überraschung, die ich Euch bereitet, weise Herrin, und gebt Euerm gehorsamen Diener morgen die Antwort. Morgen Nacht zur selben Stunde will ich unter Euerm Fenster stehen. Schlaft wohl!“

Und er ging. Sie durchschaute ihn also! Aber morgen würde sie vielleicht doch anders denken.

Lange, lange wälzte Margaud sich schlaflos auf ihrem Lager. Noch vor wenigen Wochen hätte sie der eben vernommenen Botschaft zugejubelt mit Freudentränen. Heut schlug sie wie ein jäher Blitz in grüne blühende Hoffnungen. Seitdem der junge Serapion Bolesta am Hofe des Königs weilte, hatte sie an die Flucht nicht mehr gedacht. Er füllte all ihr Sehnen und Denken, seine Liebe zu erwerben, war ihr einziges Ziel. In seinen blauen Augen las sie lächelnde Märchen von goldener Liebe und Treue. Dem Mädchen, das der einst liebte, dem würde er treu sein bis zum letzten Atemzuge. Und sie schmachtete nach treuer Liebe mit krankhafter Leidenschaft. Alle, die zu ihr von Liebe gesprochen bisher, waren Betrüger, Gennario aber war der größte. Und dem in die Hände sollte sie ihre Zukunft legen, wo sie noch hoffen durfte, den jungen Pagen zu gewinnen, der allein ihre Sehnsucht stillen konnte! Freilich, wenn dessen Herz schon für eine andere schlug, wenn sie das wüßte, — dann hielt sie nichts, dann mußte es sein. Das aber mußte sie erst wissen. Der schüchterne Jüngling mußte zuvor sprechen. Dann würde sie dem Kämmerer antworten.

Mit diesen Gedanken spann sie sich hinüber in einen wirren quälenden Traum.

II.

Früh am nächsten Morgen versammelte sich in der Schloßkapelle der königliche Hofstaat. Der päpstliche Nuntius celebrierte die Messe. — Dicht an den Stufen des Altars standen die kunstvoll geschnitzten Betstühle des Herrscherpaares. In brünstigem Gebet, demütig das Haupt geneigt, kniete der König reglos in seinem Stuhl. Er hatte allen Schmuck abgetan. Nur die Kette des von seinem Vater gestifteten Ordens der unbefleckten Empfängnis trug er um den Hals: Weiße Lilien und goldene Pfeilbündel mit lateinischen Inschriften. Das daran hängende Kreuz mit dem Madonnenbilde hielt er in den gefalteten Händen und wandte keinen Blick davon. Der Glanz echter Frömmigkeit lag in seinen müden Gesichtszügen und daneben ein Gemisch aus Kummer und Hoffnung.

Am gegenüberstehenden Betstuhl saß die Königin Marie Luise stolz und majestätisch wie auf dem Throne. Bunte leuchtende Seide umfloß ihre hohe Gestalt. Goldene Ketten in reicher Verschlingung ringelten sich um Hals und Brust, und in den dunkeln Locken strahlte ein glitzerndes Diadem. Ihr war der heutige Tag wie jeder andre. Sie betete nicht. Selangweilt schweiften ihre Augen durch die Kapelle. Von den blumigen Teppichen auf den Altarstufen zu den aus Bernstein geschnitzten Heiligen-

bildern, die rings an den Wänden funkelnd im Strahl der Kerzen und Ampeln zitterten wie lebendige Farben. Von den Kuppelgemälden über die Köpfe der betenden Menge zum Betstuhl des Königs. Und wenn ihr Auge an diesem vorbeiging, lief jedesmal ein spöttisches Lächeln um ihren weichen, schönen Mund. Vor dem Betstuhl der Königin knieten zwei Hofdamen: die Französin Margaud de Riquière und die baccfischjunge blonde Bibiana Paciorowski. Wie Licht und Dunkel hockten sie nebeneinander. Bibiana versunken in andächtigem Gebet, Margaud wie ihre Herrin zerstreut und gelangweilt. Unablässig schielten ihre Augen hinüber zum Betstuhl des Königs, wo der schlanke Page Serapion stand, der heut Nacht so seltsam durch ihren Traum gegangen. Noch schöner, noch frischer und blühender als jemals erschien er ihr heut. Wenn er ihr doch einen Blick gönnen wollte! Aber sein Gesicht blieb starr geradeaus gerichtet, es hing wie gebannt am Altar. Das grämte sie.

Die Messe ging dem Ende zu, da geschah etwas Entsetzliches. Auf der Evangeliumseite des Altars geriet eine Kerze ins Wanken. Die Flamme knisterte, radförmig spritzten die Funken nach allen Seiten, das Wachs schmolz und tröpfelte am Leuchter herab. Und die Kerze neigte sich langsam vornüber, kam plötzlich ins Gleiten und stürzte herunter vom Altar dicht vor den Stuhl der Königin. Bibiana und Margaud fuhren erschrocken auseinander.

Durch die Reihen der Betenden lief ein leiser Schauer. Viele Gesichter entfärbten sich. Wie konnte die Kerze abstürzen! Sicher hatte das etwas zu bedeuten. Und gewiß nichts Gutes. Auf die Seite der Königin war sie gefallen. — Wahrlich, ihr Benehmen forderte die Strafe des Himmels heraus. Saß sie nicht dort, gepuht, mit bemalten Wangen, lächelnd wie im Tanzsaal! So machte sie es immer. Das konnte nicht gut enden.

Die Kerze schwelte am Boden, die goldene Zunge leckte am Saum des Teppichs. Noch einige Augenblicke, und er begann zu glimmen. Niemand merkte es als Bibiana. Schnell bückte sie sich und zog den Kerzenstumpf zurück. Aber die duftigzarten Spitzen um ihren Unterarm waren ihr über die Hand geglitten, und als sie sich aufrichtete, schossen ihr die flammen am Arm hinauf wie ein Knäuel roter Schlangen. Margaud, die es zuerst wahrte, stieß einen leisen Schrei aus. Doch anstatt der Freundin zu helfen, blieb sie wie vom Schreck gelähmt am Betstuhl hocken. Da sprang etwas, sie flüchtig an der Schulter streifend, an ihr vorüber. Es flirrte ihr vor den Augen. Wahrhaftig, Serapion war es. Wie der Blitz riß er den roten Mantel von seinen Schultern, warf ihn um Bibiana und erstickte die flammen. Die Ohnmächtige sank ihm hilflos an die Brust. Er fing sie auf und trug sie im Arm hinaus. Die Königin

winkte, und Margaud, die Bibiana fast beneidete, folgte dem Paare schnell nach.

Bibiana ruhte bald auf ihrem Lager. Sie regte sich nicht, die Augen waren geschlossen, die Wangen ohne Blut. Wie eine frischgebrochene Eilie im jungen Schnee lag sie. Zwei Frauen, von Margaud gerufen, eilten mit Riechbüchsen und Wunderfläschchen herbei und machten sich um das Mädchen zu schaffen. Serapion wurde von ihnen zur Seite gedrängt, er wandte aber kein Auge von der Ohnmächtigen. Margaud stand dicht neben ihm und belauschte seine Mienen. Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn, und er sprach kein Wort. Hatte der Schreck ihn so gelähmt, oder fürchtete er für ihr Leben?

Endlich schlug Bibiana die Augen auf. Und ihr großer, verwunderter Traumblick fiel auf Serapion. Es entging der lauernden Französin nicht: ein plötzliches Sonnenleuchten überflog sein Gesicht. Das gefiel ihr nicht.

„Serapion, verlaßt uns jetzt!“ flüsterte sie ihm ins Ohr.

Und sie ergriff den Willenlosen am Arm und zog ihn mit sich. Innig, leidenschaftlich drückte sie seine Hand, er aber erwiderte den Druck nicht. An der Thür kehrte sie nicht um, sie trat mit ihm hinaus in den stillen dämmrigen Gang. Da war sie endlich, die ersehnte Gelegenheit! Sie hatte ihn allein, niemand störte, niemand lauschte, Gennario war noch in der Messe. Dicht trat sie an den Jüngling heran und erfaßte seine beiden Hände. Mit dem süßesten Lächeln, dessen sie fähig, blickte sie zu ihm auf und schmiegte ihre bebende Brust an die seine.

„Habt Dank, Herr Junker! Dank Serapion! Daß Du meine Freundin gerettet. Laß mich Dir danken für sie. Nimm diese Küsse!“

Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn mit der lodernenden Leidenschaft des verliebten Weibes. Sie küßte und küßte, aber seine Lippen blieben kalt. Und er sprach kein Wort. Das riß sie bald aus ihrem Taumel. Sie starrte ihn mißtrauisch an. War das Schüchternheit oder — Dummheit? Oder — — vielleicht: eine andre — — sie — —?

Da hörte sie Schritte, dumpfes Gemurmel in den benachbarten Gängen. Es kam näher. Ah! Die Messe war zu Ende. Schnell preßte sie dem verdutzten Pagen noch einen brennenden Kuß auf die Lippen, und dann schlüpfte sie zurück ins Zimmer.

Der König und Graf Eusebius hatten als die letzten die Kapelle verlassen und schritten schweigend den Gang, der zu den königlichen Gemächern führte, hinan. Plötzlich horchten sie auf. Ein dumpfer Lärm drang aus dem Schloßhof empor. Sie traten an den nächsten Fensterbogen und schauten staunend hinab, denn ein seltsam Schauspiel bot sich ihren Blicken.

Durch die Torwölbung ritt ein polnischer Offizier, Roß und Reiter bedeckt mit Staub und schmutzigen Schaumflocken. Der Kopf hing dem Gaul vor Mattigkeit auf die Brust, die Hufe hoben sich kaum von der Erde. Vor dem Köhlein aber mit strahlendem Gesicht schritt der Einsiedler Augustin und zog es am Zaum hinter sich her. Eine hundertköpfige Menge drängte lärmend nach und füllte den Schloßhof im Augenblick mit buntem Gewimmel.

Als das Volk den König am Fenster erblickte, erhob sich ein Ohren betäubendes Jauchzen und Geschrei: „Heil Kasimir! Heil! Czenstochau ist frei, frei, frei!“ Sie gebärdeten sich wie Tolle. Arme und Mützen flogen in die Höhe. Einzelne Männer packten ihre Weiber und wirbelten sie im Kreise, andre krächten und piffen und klatschten in die Hände.

In der That, der Reiter brachte dem Könige die Nachricht vom Abzuge der Schweden. Sie hatten die Belagerung des Klosters Czenstochau aufgegeben und zogen dem Meere zu.

Tränen der Freude stürzten dem Könige aus den Augen. Auf der Stelle eilte er in die Kapelle zurück und warf sich vor der Madonna nieder. Ein glühendes Dankgebet quoll von seinen Lippen, und dann gelobte er der Heiligen, den Tag der Befreiung alljährlich als Festtag zu begehen und ihrem Dienste sein Leben noch inniger zu widmen als bisher.

Während der König betete, ließ der Graf dem Volke die Tore des großen Schloßparkes öffnen. Denn er wußte besser als der hohe Gast, was das wilde Freudengeheul zu bedeuten hatte. Köche und Kellermeister schafften Speise und Trank hinaus. Die Stadtzinkenisten eilten herbei und schmetterten ihre lustigen Weisen über die Köpfe der ausgelassenen Menge. Stundenlang summten dazu die Kirchenglocken und trugen die frohe Kunde weit ins Land hinein.

Erst die sinkende Nacht machte dem Volksfeste ein Ende. Der Einsiedler zog heimlich die Handwerksmeister noch einmal zu sich auf die Seite, und dann leerte sich der Garten.

Als die letzten Bürger aus dem Tor des Parkes schwankten, versammelte sich der Hofstaat des Königs eben im Theatersaal des Schlosses zu einer kleinen Freudenfeier. Margaud war eine der ersten Damen, die den geschmückten hohen Raum betrat. Der Lichtglanz unzähliger Kerzenflammen blendete ihr Auge. Mit Wollust aber atmete sie den erfrischenden Harzduft, der dem die Wände vom Fußboden bis zur Decke bekleidenden Nadelgrün entquoll, das A sternbüsche, Georginen, Herbstblumensträuße und kostbare Gemälde vielfach unterbrachen. Wie stolz sahen sie auf sie herunter, die gemalten Kaiser und Könige, Erbherzöge und Malteserritter! Leben, leben jauchzte Margauds Herz, leben und lieben!

Und dann strömte es herein von allen Seiten, alt und jung, hoch und niedrig, in malerischen Farben und Trachten, flüsternd, lachend, scherzend in rastlosem Gewühl und Gewoge. Überall fröhliche Gesichter. Aber nur für die zierlichen papageienbunten Pagen hatte Margaud Augen. Wo ein Lockenkopf mit einer nickenden Reiherfeder, ein rotes Mäntelchen, ein bauschiges Seidenwams aufleuchtete, — mit klopfendem Herzen eilte sie dorthin. Doch eine Enttäuschung folgte der andern. Vergebliche Mühe! Den sie suchte, der ließ sich nirgends, nirgends erspähen. Verborg er sich vor ihr? Endlich erlauschte sie es im Vorbeigehen aus einem Gespräch, das zwei Pagen miteinander führten: Serapion hatte heut Nacht die Wache an den Zimmern des Königs.

Für den Augenblick stand sie wie vernichtet. Ihre Phantasie aber hatte bald einen neuen Plan erdacht. — Wenn sie sich auf ein Stündlein aus dem Gewühl verlor, wer würde das heut merken! Und dort in dem einsamen stillen Gange, wo er die Wache hielt, hatte sie ihn allein, mutterseelenallein. Dort würde sie besser zum Ziele kommen, als hier mitten in der stutenden Menge, wo übrigens ihr Spiel leicht beobachtet werden konnte. Dort durfte sie all ihre Künste frei entfesseln, die Natur und Leben sie gelehrt, List, Klugheit, Schmeichelei, alles, was nur irgend half, den unerfahrenen Jüngling zu berauschen, zu betäuben. Er mußte unterliegen, er mußte ihre Liebe erwidern. Er wäre der erste, wenn — — — Sie konnte den Gedanken nicht zu Ende bringen. Gennario trat soeben in den Saal, finsterner noch als gewöhnlich. Sich an eine Säule lehrend, ließ er das Leben und Treiben des jungen Volkes an sich vorüberbranden. Er warf ihr einen stechenden Blick zu. Sie verstand ihn sofort. Das hieß: Vergiß es nicht, daß ich heut Antwort verlange. Margaud fröstelte, als sie an seine Frage von gestern dachte. Was sollte sie ihm antworten? Sollte sie ihn überhaupt erwarten? Noch wußte sie es selbst nicht. Das mußte Serapion entscheiden.

In diesem Augenblicke traten der König und die Königin in den Saal. Eine schmetternde Fanfare der Musikanten begrüßte sie, Heil- und Hochrufe, die nimmer enden wollten. Das Herrscherpaar dankte lächelnd nach allen Seiten und nahm Platz. Die Musik ging über in eine lockende berauschte Tanzweise, die Paare ordneten sich zu einem kunstvollen Reigen. Und dann folgte Tanz auf Tanz. Mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihres Temperamentes stürzte Margaud sich in den vollsten Strudel. Sie war eine zierliche gewandte Tänzerin, die mit Leichtigkeit die jungen Schönheiten des Hofes aus dem Felde schlug. Alle Hände griffen nach ihr. Nur eine hätte ihr mit Erfolg entgegentreten können, die schöne Bibiana. Die aber brauchte sie heut nicht zu fürchten. Das junge Mädchen stand drüben

hinter dem Sessel der Königin und sah mit sehrenden Augen herab in das Gewühl der Tanzenden. Sie hatte sich von dem Unfall am Morgen vollkommen erholt, die Flammen hatten ihr keinen Schaden zugefügt. Etwas blässer als gewöhnlich schimmerten ihre Wangen, sonst war sie frisch und lieblich wie immer. Die Königin aber hielt Schonung für noch geboten und ließ sie nicht von ihrer Seite. Jedesmal, wenn Margaud zu ihr hinüber sah, glitt ein triumphierendes Lächeln um ihre Lippen. Sie war der abgestürzten Kerze dankbar. Ihr Glück wäre vollkommen gewesen, hätte nur er nicht gefehlt, Serapion! An seinem Arm dahinzufliegen, umspielt von den Wellen schmeichelnder, schmelzender Melodien, — süßer konnte die Seligkeit im Paradiese nicht sein. Was die Wirklichkeit versagte, sollte die Einbildung ihr geben. Sie bevorzugte die jungen Rotmäntel, die Pagen, beim Tanz. Und in jedem sah sie ihn, Serapion. Sie reichte dem Tänzer den Arm und schloß die Augen, und Serapion trug sie durch den Saal, Serapion umschlang ihre Hüfte, sein Atem streifte ihre glühende Stirn — — —

Lange hatten der König und die Königin dem bunten Gewimmel der Tänzer teilnahmsvoll zugesehen. Endlich erhoben sie sich, um mit den gräflichen Gastfreunden und einigen andern Günstlingen sich in die Spielzimmer zurückzuziehen. Abermals schmetterten die Musikanten eine dröhnende Fanfare aus ihren Hörnern, und stürmische Hochrufe wie Brausen des Meeres begleiteten die Scheidenden.

Dann ging der Tanz weiter. Die Stunde der Entscheidung rückte heran. Margaud fing an, unruhig zu werden; bald mußte sie hinausschlüpfen. Sie zog sich unauffällig vom Tanz zurück an ein verstecktes Tischchen und — trank sich Mut.

Bald kam die alte Siegesgewißheit über sie. —

Jetzt war es Zeit. Die Paare wirbelten gerade durcheinander wie toll. Ein feuriger Nationaltanz erhitzte das slavische Blut bis zur Raserei. Die wenigen, die nicht teilnahmen an der wilden Jagd, hatten nur Augen für die aalgleichen Bewegungen der Tänzer. Niemand achtete auf Margaud, Gennario war nirgends zu erblicken. Ein günstigerer Augenblick kam heut nicht mehr. Schnell schlüpfte sie hinaus.

Aber in dieser Flanke des Schlosses lagen die königlichen Gemächer nicht. Sie hätte den Saal auf der anderen Seite verlassen müssen. Sollte sie zurück? Doch rechtzeitig fiel ihr ein: Sie konnte durch das große Lesezimmer, das immer geöffnet war, in den Gang gelangen, wo Serapion die Wache hatte. Fünf Türen hinab und sie stand am Eingange zum Lesezimmer. Gedämpft klang die Musik ihr nach, immer noch die wilde blutauspeitschende Nationalweise. Sonst lag alles tief im Schlaf.

Das Dunkel des Zimmers schlug ihr entgegen wie kalter Nebel. Es kroch an ihr empor wie Todesgrauen. Sie schloß die Augen und tastete sich, an allen Gliedern zitternd, hinüber an die Thür auf der entgegengesetzten Seite. Als ob sie etwas fürchterliches ausführen wollte, pochte ihr das Herz. Und sie suchte doch nur das Süßeste von der Welt. Licht, Licht, nur ein winziger Strahl, und der Alp, der im finstern, dumpfen Zimmer sie umklammerte, mußte weichen. Und Serapion würde ihr bald das Grauen von den Lippen küssen.

Vorsichtig, leise öffnete sie die Thür und lauschte hinaus. Da draußen war es noch stiller als drüben auf der andern Seite. Hier schief jeder Laut. Matter, dämmeriger Lichtschein hing an den Wänden und malte sie lieblich mit weichem Purpurschimmer. Und Margaud fand sogleich ihren Mut wieder. Im Augenblicke verwandelte ihre Phantasie den kahlen Gang in eine rosenüberblühte Liebesgrotte, in der ein verzauberter Märchenprinz mit schmachtenden Lippen ihrer harrete. Wahrlich, das war ein Ort, geschaffen zum heimlichen Küssen und Kosen.

Da klangen Tritte, leise Tritte draußen auf den Fliesen. Sie kamen langsam näher. Margaud bebte vor Erwartung. Das war er, Serapion, der an den seinem Auge anvertrauten Zimmern auf- und niederschritt, um dem Schlaf nicht zu unterliegen.

Vielleicht kam er bis an die Thür! Das wäre ein Wink der Liebesgöttin. Das hieße: Du sollst ihn überfallen, den ahnungslosen; ohne viel zu reden ihm an den Hals springen wie eine wilde Katze und dich einbohren herzhaft in seine stummen, süßen Lippen.

Aber — Entsetzen! Die Schritte klangen schon ganz nahe. Sie horchte auf. Ei — — das waren ja kleine schmale Mädchenfüße! Und aus der andern Richtung kamen auf einmal kräftige behende Mannesschritte. Das Blut erstarrte der Lauscherin in den Adern. Sie zog die Thür leise zurück, daß nur ein feiner Ritz offen blieb, durch den sie gespannt hinausstarre und horchte, was ihr in den Weg trat.

Serapion eilte den Gang herauf mit weit geöffneten Armen. Im nächsten Augenblick schmiegte ein schlanker Mädchenleib sich innig hinein.

Margaud vermochte den Anblick nicht zu ertragen. Ihre Augen sanken traurig zur Erde. Das Ohr aber konnte sie nicht verschließen, obwohl jedes Wort ihr ins Herz fiel wie ein Tropfen glühendes Erz.

„Bibiana, Bibiana, Du!“ jauchzte Serapion.

Und das Mädchen flüsterte jubelnd: „Du tapferer, Du treuer Ritter ohne Furcht, tausend Dank! Dir dank ich mein Leben.“

Der Page aber wehrte den Dank ab.

„Danke mir nicht, mein Fischchen! Ich habe Dich gerettet für mich. Mein Dank ist, daß Du lebst. Bist Du auch wieder ganz gesund?“

„O, wie eine Eidechse! Und so stark schon, — bis in den Morgen hinein könnte ich tanzen mit Dir. Daß Du auch gerade die Wache hast! Und ich soll schon schlafen gehen, denk Dir, Serapion! Meine Herrin schickt mich schlafen.“

„Die Königin schickt Dich?“

„Ja, ihr Halsband, — hier im Sammetkästchen, — weißt Du, das mit dem großen Diamanten, — es war ihr lästig beim Spiel, — in ihre Kammer soll ich's tragen und sogleich dann schlafen gehen. Ich hätt's nötig. — Aber ich hab's nicht nötig, wahrhaftig nicht, Serapion. Ich bleibe bei Dir und helfe Dir ein wenig wachen.“

So plauderte lustig das junge Mädchen.

Serapion antwortete mit einem langen innigen Kusse auf ihre Lippen, legte seinen Arm um ihre Schultern, und sie schritten kosend miteinander den Gang hinunter.

Kein Wort war der Lauscherin an der Thür entgangen.

Verloren, verloren! sumnte es unter ihrer brennenden Stirn. Ihr Schicksal war entschieden, sie mußte fort. Bleiben und ihn sehen täglich, ohne Hoffnung auf Besitz, das wären die Qualen der Hölle. Lieber sich schmieden an einen Teufel auf ewig, als nach einem Engel schmachten, der einer anderen angehört.

Die Thür entglitt ihren Händen, sich öffnend zur vollen Breite. Das Licht schlug Margaud ins Gesicht, und sie fuhr auf wie aus einem schweren Traum. Fort, fort von hier!

Das Liebespaar war verschwunden, sie brauchte nicht durchs Lesezimmer zurück. Als sie hinaustrat, stieß ihr Fuß an einen Gegenstand auf dem Boden. Sie hob ihn auf. Ei, das Sammetkästchen mit dem Halsband der Königin lag da! So stürmisch hatten die Liebenden sich gehezt! Margaud drückte die Feder, der Deckel des Kästchens sprang auf, der große, oft bewunderte Diamant blitzte ihr entgegen mit blendendem Feuer. Das war doch wenigstens eine kleine Entschädigung für die ausgestandenen Qualen. Ein Stein für das nie besessene, verlorene Paradies! Schnell barg sie den Schatz in ihren Kleidern und huschte davon.

Aber wohin? Zurück in den Tanzsaal? Die Musik, die ihr leise entgegensumnte, tat ihr weh. Tanzen? Jetzt? Der Gedanke widerte sie an. Sie schlich hinab in ihr Schlafzimmer, das sie glücklich erreichte, ohne jemandem zu begegnen.

Das Mondlicht füllte das kleine Gemach mit weichem, traurigem Glanz. Und ihr Herz ward auch traurig. Wie oft würde sie noch schlafen

in diesem traulichen Raume! Hier waren ihre jungen Hoffnungen aufgeblüht, welche Blätter brachte sie heut zurück, zertretene Rosen. Der Schmerz übermannte sie, sie grub ihr Gesicht in die Kissen ihres Lagers und weinte.

So überhörte sie, wie es draußen an die Scheiben klopfte, zwei-, dreimal. Es war Gennario. Als nach dem dritten Klopfen das Fenster sich nicht aufthat, stieg er mit knirschenden Zähnen die Stufen der Halle hinab und ging in den Park. Sie wollte also nicht, sie vertraute die gestohlenen Schätze nicht seiner Hand. Aber, wo steckte sie denn? Im Saal war sie nicht zu erblicken gewesen, und auch hier war sie nicht. Hatte sie wieder einmal einen Buhlen ins Netz gelockt, dem sie jetzt in einem verschwiegenen Winkel ihre Süßigkeit bot? Sein Gesicht verzerrte sich zu einer teuflischen Frage. Wäre der schwedische Hauptmann nur nicht, er wollte sie schon aufstöbern. Ja, der Schwede! Was sollte er ihm sagen! Wann würde die Haß stattfinden, wer weiß, ob sie überhaupt stattfand? Möglicherweise ging der König schon morgen nach Polen zurück. Darauf mußte man gefaßt sein. Dann war alles zu Ende. Er, Gennario, kam um das Handgeld, das die Schweden ihm zugesagt, und das Schlimmste: die Flucht war wieder in ungewisse fernen gerückt. Diese Gedanken versetzten ihn in eine äußerst gereizte ärgerliche Stimmung.

Da war es ihm, als hörte er seinen Namen rufen. Er wandte sich und stand und traute kaum seinem Auge. Übergossen von schneeweißem Mondenglanz lag das Schloß vor ihm starr, tot. Aber an einem Fenster unten in der ersten Reihe regte sich etwas, — an ihrem, an Margauds Fenster. War sie denn wahnsinnig, was wollte sie? Im hellen Tanzkleide, hochaufgerichtet stand sie in der schmalen Öffnung und sah ängstlich nieder auf die Marmorfliesen. Die langen schwarzen Haare fielen in wirren Strähnen ihr über die Brust bis an die Hüften. Plötzlich breitete sie die Arme, als wollte sie fliegen, und — sprang aus dem Fenster. Sie taumelte, sank ins Knie, erhob sich aber gleich wieder und flog die Stufen herab in die Bäume des Parkes.

Um dieselbe Zeit hatten sich an der Wohnung des Einsiedlers die acht Handwerksmeister eingefunden, wie verabredet, mit Stricken und Prügeln. Vier davon barg er sogleich im Gestrüpp, das vor seiner Hütte wucherte, hieß sie die Ohren spitzen, auf seinen Ruf vorspringen und vor allem die Stricke bereit zu halten. Mit den andern schritt er an den Saum des Parkes, wo dichte Schlehdornhecken einen Wall gegen den Forst aufstürmten, der nur an einer einzigen Stelle durchbrochen war. Diese Lücke bezeichnete er den Meistern als die Fahrte der Wildschweine, die sie nicht aus dem Auge lassen dürften, und wies ihnen dann die Verstecke. Wären die Wildschweine herein, so sollte der Gerbermeister schnell vor den Durchbruch springen, die

andern drei aber sollten sofort knebeln, was eingedrungen sei, und wenn es auch etwa nur zwei Beine hätte. Die Meister lachten, krochen in die Hecke und machten sich allerlei Gedanken über zweibeinige Wildschweine.

Pater Augustin kauerte sich hinter einen Wachholderbusch unweit der Cisterne und lauschte bald in den Park hinein, bald hinüber nach dem Heckenwall. Die Mitternacht ging totenstill über den Rasen unter den alten Ulmen und Buchen. Drüben im Forst raunte es heimlich in den schlanken Wipfeln, und die feinen Nadeln klangen herüber wie silberne Harfensaiten; in der fernen Tiefe zog ein Brausen wie Orgelton. Manchmal schrie ein heiserer Weih dazwischen.

Der Einsiedler griff nach dem Rosenkranze, um sich die Zeit zu vertreiben. Sofort aber zog er die Hand zurück: Menschenstimmen erschollen — im Park. So schnell kamen sie näher, daß er bald einzelne Worte unterschied. Die eine Stimme war des Kämmerers, die ihm noch von gestern Abend im Ohr lag, die andre aber schien die eines Weibes. Waren auch Weiber im Spiel?

Schon vernahm er das Knirschen des Sandes; er streckte erwartungsvoll den Kopf ein wenig aus den Zweigen. — Da traten sie aus dem Schatten ins Mondlicht: ein Mann, eine Frau. Der erstere vermunmt, tief in den Mantel gehüllt, unzweifelhaft der Kämmerer, seine Begleiterin aber, — der Alte mißtraute seinen Augen, — die Französin Margaud, der Königin Kammerfräulein, das auf einem Spaziergange einmal bis an seine Hütte vorgeedrungen war und ihn wegen seiner Bartstoppeln ausgelacht hatte. Im Tanzkleid schritt sie daher mit bloßem Kopf, gelösten fliegenden Haaren. Was sollte das bedeuten? Die falsche Katze half den König verraten? Oder war es nur ein Stelldichein?

Aber, es waren doch wohl keine Liebesreden, die das nachtwandelnde Paar führte. Gereizt, spöttisch sprach die Französin, der Kämmerer kalt oder drohend.

„Margaud nehmt Vernunft an!“ sagte er. „Ihr müßt zurück ins Schloß — unverzüglich. Die Nachtluft ist zu kalt.“

Sie lachte ihm höhnisch ins Gesicht. „Seid unbesorgt Herr Kämmerer! Mein Blut ist heiß. — Also nehmt mich mit. Ihr geht noch heut, ich weiß es — —“

„Wenn die Stunde da ist, Herrin, morgen, übermorgen, — gewiß! Aber, ich wiederhole meine Bedingung. Übergibt mir zuvor, — Ihr wißt, was ich meine. Habt Vertrauen! Macht den Anfang mit dem Halsband, dem Kästchen in Eurer Hand! Das übrige — — —“

Ihr drohender Blick aber erstickte, was noch folgen sollte. Voll Verachtung trat sie einen Schritt zurück von ihm und maß ihn stolz vom Kopf zum Fuß.

„Die Kleinode, die Kleinode!“ höhnte sie. „Die sind Euch die Hauptsache! Mich wollt Ihr nicht!“

Und dann brach es hervor aus ihr wie Feuer, lodernnd, schäumend. Ihr Busen wogte, die Fäuste ballten sich, ihr ganzer Körper bebte.

„Lügner, Schurke! Zur Dirne hast Du mich gemacht, zur Diebin! Aber nun ist's genug. Ich zerreiße Deine Rechnung. Betrügen sollst Du mich nicht.“

„Was wagt Ihr?“ feuchte der Kämmerer.

„Fort, es ist genug, fort, Meineidiger, auf der Stelle! Ich helfe mir selber. Fort von hier für immer, daß ich Dich nicht mehr sehe, Elender. Wenn Deine Freiheit Dir lieb ist, dann gehe, — noch heut. Ich befehle es Dir. Gehe, — sonst wehe Dir — —“

Sie wandte sich von ihm und eilte, das Kästchen in die Falten ihres Kleides bergend, den Pfad hinan, den sie mit Gennario herabgekommen. Blitzschnell aber stürzte der Italiener ihr nach, warf den Arm um ihren Nacken, und im nächsten Augenblick riß ein gellender Aufschrei den Einsiedler und die Handwerksmeister aus ihren Verstecken. Margaud taumelte. „Mörder! Hund!“ Sie suchte sich an einem Buchenstamme zu stützen, aber sie glitt stöhnend zu Boden.

„Nun geht und verrätet mich!“ höhnte der Italiener.

Da fiel ihm eine Schlinge von hinten über den Kopf, die ihm den Hals zusammenschnürte. Der Dolch ward ihm entrisßen, die Hände wurden ihm an den Gelenken kreuzweise zusammengebunden, — er konnte sich nicht verteidigen, nicht einmal einen Fluch niederschmettern auf seine Peiniger, die die Schlinge erst dann lockerten, als er zu ersticken drohte.

Der Einsiedler hatte sich über Margaud gebeugt. Eine dunkle Blutwelle entquoll ihrer Brust und überrieselte die schimmernde Seide ihres Gewandes. Er suchte die Wunde zu schließen, aber es gelang ihm nur schlecht, der Strahl war zu stark, er drang durch die Rasenbüschel, die der Mönch gegen den sprudelnden roten Quell drückte.

„Hilfe! Schnell ins Schloß!“ rief er den Meistern zu und richtete sich auf. Erst jetzt sah er, daß diese den Mörder gefesselt hielten. Und in demselben Augenblicke kamen auch die übrigen vier herbei, einen verummumten Fremdling an Stricken nach sich ziehend.

„Unsre Wildsau!“ rief der Gerbermeister.

„Hier, unser — Eber!“ entgegneten die andern lachend.

Der schwedische Hauptmann knirschte mit den Zähnen, als er Gennario erkannte.

„Schnell, eh sie uns stirbt!“

Zwei Meister hoben die Französin auf, und der Zug setzte sich zum Schloß in Bewegung. —

Wohl hundertmal waren Serapion und Bibiana den Gang vor den königlichen Zimmern inzwischen auf- und abgeschritten. Alles umsonst: Das Kästchen mit dem Halsband ließ sich nicht finden. Hier an der Tür zum Lesezimmer hatte Bibiana es noch in der Hand gehalten. Dann war es wohl unbemerkt aus ihren Fingern geslitten. Aber, wie konnte es aus der Welt sein, niemand war doch hier gewesen! Hatte der Boden es verschlungen?

So verloren sie beide die Fassung. Was sollte Bibiana der Königin sagen? Unaufhaltsame Tränen stürzten ihr aus den Augen, Serapion vermochte sie nicht zu trösten, sie lag krampfhaft schluchzend an seiner Brust. Da schlug eine schwere Hand auf seine Schulter, das Paar fuhr erschrocken aus einander. Aber es war nicht der König! Der Einsiedler stand vor ihnen mit erhobenem Kreuz und hinter ihm die Handwerksmeister mit Margaud und den beiden Gefesselten.

Ein Lichtstrahl fiel der Sterbenden in das bleiche Antlitz. Bibiana erkannte sie sofort und stürzte auf sie zu. Die großen schwarzen Augen starrten sie an ohne Glanz und Leben. Aber ihre Lippen zuckten, sie wollten sprechen. Bibiana neigte sich über sie.

„Weine nicht, Bibiana!“ flüsterte sie kaum hörbar. „Das Kästchen, das Halsband, — hier in den Falten, — Du wirst es finden. — — Verzeihung! Liebe! — In — mein Zimmer! Ich — sterbe.“

Der große dunkle Blutsleck auf Margauds Brust erfüllte Bibiana mit unheimlicher Angst. Sie hörte nur die letzten Worte, sie eilte voran, und die beiden Meister, die die Sterbende im Arm trugen, folgten ihr langsam nach. —

„Was soll das, Gennario? Pater Augustin, was bringt Ihr?“

Aber der Page fragte vergeblich. Es antwortete niemand. Er mußte das Begehren des Einsiedlers erfüllen und ihn vor den König führen. —

Als Serapion zurückkehrte, fand er die Meister in hellem Aufruhr. Auf dem Transport hatten sich dem Kammerer die Fesseln gelockert; er hatte sie jetzt heimlich abgestreift, dem neben ihm stehenden Meister den Dolch, mit dem er Margaud gemordet, entrisen und in seine eigene Brust gestoßen. Nun lag er auf dem Steinboden, umstanden von den Meistern, die sich gegenseitig Vorwürfe machten und den zu erwartenden Lohn nun zu verlieren fürchteten.

Dem Pagen auf dem Fuße folgte der Einsiedler, und seine Augen suchten Gennario.

„Tritt ein, ungetreuer Knecht, und gib Rechenschaft Deinem Könige!“

Es dauerte lange, ehe er aus dem Stimmengewirr der erregt gleichzeitig auf ihn einsprechenden Meister erfuhr, was geschehen in seiner Abwesenheit.

Dann eilte er zum Könige.

Die Meister lauschten der Tanzmusik, die leise zu ihnen drang, und wandten kein Auge von den Händen des Schweden. Doppelter Eifer hier sollte gut machen, was sie bei dem anderen versehen.

Endlich kam der Einsiedler zurück.

„Empfangt des Königs Dank, Meisters. Morgen nach der Messe, gebietet er Euch, hier ins Schloß zu kommen und den verdienten Lohn entgegenzunehmen. Dir aber, Schwedenhauptmann, gibt König Kasimir, ohne Dich zu sehen und zu hören, die Freiheit. Meisters, bringt ihn ans Thor der Stadt und löst ihm die Hände.“

Die Meister führten den Schweden hinaus. Der Eremit aber ging den Klängen der Musik nach. Und als er in den Tanzsaal trat, rief er mit Donnerstimme:

„Im Namen des Königs! Pfeifer und Trompeter schweigt! Haltet ein, Ihr Rasenden! Knieet nieder und betet, — in des Schlosses Mauern schlafen zwei Tote, stört ihren Schlummer nicht!“ — —

Am nächsten Tage verließ der König Ober-Glogau.

Chronik.

28. Febr. Von den infolge eines Preisanschreibens von 1000 Mk. eingereichten zwölf Volkstücken für das Oberschlesische Volkstheater ist durch die Preisrichter keins den Anforderungen entsprechend befunden worden.
5. März. In Cost wird eine Ortsgruppe des deutschen Ostmarkenvereins gegründet.
4. März. Gymnasialdirektor Müller, der seit 31 Jahren, d. h. seit der Begründung an der Spitze des Kattowitzer Gymnasiums stand, †.
5. März. Die Stadtverordneten in Königshütte genehmigen in namentlicher Abstimmung den Bau einer Markthalle.
5. März. Die Generalversammlung der Ortsgruppe Beuthen O.-S. des deutschen Ostmarkenvereins beschließt die Absendung einer Denkschrift an den Ministerpräsidenten Grafen Bülow, in welcher die Entwicklung des Polentums in den letzten Jahren in Oberschlesien geschildert wird. Der Inhalt der Denkschrift wird in den Tageszeitungen, so in der Schles. Zeit vom 6. und 7. März, ausführlich wiedergegeben.
6. März. Die Zeitungen melden den Ankauf des an 330 Morgen großen freigutes Deutsch-Jernitz bei Nieberowitz im Kreise Gleiwitz für den Staat. Der Kauf ist im Auftrage des Landwirtschaftsministers durch die Domänenabteilung der Regierung in Oppeln ausgeführt worden.
22. März. Sonntag. Auf Veranlassung des Bürgermeisters wird in Sohrau im Saale eines dortigen Gasthauses ein sogenannter Elternabend abgehalten, wie solche an verschiedenen Orten Oberschlesiens eingeführt worden sind. Die Unterhaltung bestand aus Vorträgen und Gesangsaufführungen.
26. März. Die städtischen Körperschaften in Oppeln beschließen die Einführung wahlfreier Kurse an der höheren Mädchenschule durch Schaffung einer Selektas, sowie die Errichtung einer neuen Lehrerinnenstelle, zu deren Befoldung die Kgl. Regierung einen Staatszuschuß von 100 Mk. in Aussicht gestellt hat. In den Etat für das städtische Bauwesen werden die veranschlagten Kosten von 36000 Mk. für den Umbau des Theatersaales im dortigen Rathause eingestellt. Die Summe soll ihre Deckung zunächst aus Überschüssen der städtischen Sparkasse finden.
-

Redaktion Dr. E. Zivier, Pleß O.-S.

Druck und Verlag von Gebrüder Böhm, Buch- und Steindruckerei, Kattowitz O.-S.